

Illustrirte Frauen-Zeitung

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 24, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. December 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Nachdruck verboten.

Um ihre Krone.

Novellette von Karl Theodor Schulz.

1.

Kein milderer Wort? Es lag in der Betonung der Frage etwas so Herrisches und zugleich wie von Schmerz Gequältes, daß die Dame, an welche die Frage gerichtet war, unwillkürlich aufschau. Doch die Blicke ihres Gegenübers erschienen ihr mehr fordernd, als voll Ergebenheit oder Hingabe; so antwortete sie nur durch eine stolz verneinende Bewegung der Hand.

Der Mann verbeugte sich und verließ erhobenen Kopfes das Zimmer.

Mit einer Art selbstvergessener Ungeduld wandte sich die Gräfin Schwanek der Thür zu, die eben in's Schloß gedrückt wurde, und lehnte dann regungslos in der Ecke des Sophas. Plötzlich erhob sie sich und schritt rasch bis an das Fenster, indem sie vor sich hin murmelte: „Ah, und ich hielt ihn für größer, als die Andern! Liegt denn wirklich etwas in uns, was sie uns gegenüber Alle gleich machen muß? Auch von ihm nun fast lauter kleine Münze! Nichts, als Gnädigste Comtesse! Meine gnädige Gräfin!“ Sie lachte auf. „Nann, darf man sich da anders als gnädig erweisen, sie gehen heißen, wenn man ihrer überdrüssig, sie rufen, wenn die Langweile noch tödlicher ist, als ihre Tad-heiten!“

Die Gräfin lachte von Neuem. Da sah sie auf ihr Spiegelbild in dem alten Barock-Spiegel und wurde auf einmal ernst. Ihr Vater fiel ihr ein, und wie derselbe wohl auf ihr Malen und ihre Nerven schelten würde, wenn er sie so erregt sähe. War sie das aber? Ein wenig allerdings! Warum eigentlich? Daß jetzt auch Barnheim den Künstler vergaße und bloß Mann sein wollte? Anders als die Bettern und der gute Baron blieb er doch immer noch!

Mit einer Bewegung, welche nicht von besonderer Zufriedenheit mit sich sprach, nahm Gräfin Anna die fortgelegte Palette und den Pinsel zur Hand. Da klopfte es. Halb lächelnd, halb mißmuthig that sie erst einige Pinselstriche an dem Gemälde, das auf der Staffelei stand, ehe sie kurz „Entrez“ rief.

Die Thür öffnete sich, und Paul Barnheim trat wieder herein. Nach einer kleinen Pause, in welcher der Maler unverwandt auf seine Schülerin geblickt hatte, fragte diese leichtsin, ohne sich in ihrer Arbeit zu unterbrechen: „Etwas vergessen?“ Der Maler kam näher und sagte, sich zur Ruhe zwingend: „Sie zürnen mir noch!“

„Ich? Bewahre!“ verneinte die Gräfin. „Wenn sich Einer von uns das Recht zu solcher Naivetät nehmen wollte —“

„Ich vermöchte es nie!“ fiel Barnheim ein.

„Das ist viel gesagt und erschiene mir kaum richtig gehandelt. Kein Mann soll gegen Kränkungen gleichgültig bleiben!“

Barnheim's Stirn röthete sich. „Dem Manne gegenüber, oder wo —“

„Auch bei uns Frauen,“ unterbrach ihn Gräfin Anna, „ist Vorsicht durchaus an Plage!“ Sie trat ein wenig zurück und sah mit kritischem Auge auf den prächtigen Strauß rother Päonien, der sich höchst wirkungsvoll von dem Bronze-Gefäß abhob, in welchem er stak; dann fügte sie mit einer gewissen Herbheit hinzu: „Wenn wir auch keine Forderung annehmen würden, so geschieht uns doch ein ideales Unrecht, sobald man uns Alles und Jedes nachsieht. Da gewöhnen wir uns eben daran, überall Untergebene zu finden, — und Sie erinnern sich an Heyses Epigramm, das auch Ihnen damals tiefinnig erschien:

Mir ward ein Glück, das ich höher schätzte,
Als alles Gold in Peru's Ebne:
Ich hatte niemals Vorgesetzte
Und niemals — Untergebene.

„Gerade Heysen,“ bemerkte Barnheim, „der uns so oft ein hohes Lied der Liebe gesungen, sollte nie einem Weibe ergeben oder, — wenn Sie wollen, — untergeben gewesen sein? Doch darum handelt es sich ja nicht. Sie verlangen, daß ich Ihnen zürne, weil Sie einen Ausbruch meines Gefühls zurückwiesen!“ Die Gräfin schien sprechen zu wollen, doch Barnheim fuhr fort: „Ihr Blick hat wieder dieselbe Härte, wie vorher; — wiederholen Sie aber nicht, was ich genau behalten! Schon als mir die Ehre wurde, Ihnen näher treten zu dürfen, ward ich gewarnt . . .“ Er stockte.

„Wovor?“ fragte die Gräfin lässig.

„Sie würden mit den Menschen allzu rasch fertig, verbrauchten, wechselten sie wie Ihre Handschuhe. Ich habe nun auch bereits seit einigen Tagen die Empfindung, daß ich weniger anrege, als früher . . . Dennoch“, schloß er, wie mit Anstrengung, „ertrüge ich kein Scheiden mehr.“

„Herr Barnheim!“ rief die Gräfin, indem sie sich hoch aufrichtete.

„Nein, kein Scheiden mehr, Gräfin Schwanek!“ erwiderte er mit fester Stimme. „Ich freue mich übrigens, daß ich noch so weit Herr meines armen Selbst bin, um in ein Wort die ganze Luft fassen zu können, die uns Beide trennt, und welche doch überbrückt werden muß, wenn Sie und ich noch Anspruch auf Lebensglück machen wollen.“

„Wenn ich . . .“ lachte Gräfin Anna auf.

„Auch Sie!“ bestätigte er.

„In der That, überraschend!“

„Nicht so sehr,“ versetzte Barnheim, ohne scheinbar den wegwerfenden Ton des Ausrufes zu beachten, „wenn Sie jetzt den Muth oder die — Wahrhaftigkeit haben wollten, tiefer in Ihr Inneres hinabzublicken!“ Mit leidenschaftlicher Erregung fuhr er fort: „Ich kenne Sie besser, als Sie sich kennen, Anna.“

„Ich erüchte durchaus . . .“

„Vergeben Sie!“ bat er, indem er sich verneigte.

„Ich muß und werde ruhig sein; bleiben aber auch Sie gütig, und peinigen Sie mich nicht durch Hohn, der Ihrer so wenig würdig ist, wie meiner. Diese stehenden Minuten entscheiden über zwei Menschen, die, — wir wissen es Beide, — auf den Höhen stehen!“

Anna Schwanek, welche Palette und Pinsel fortgelegt hatte, strich mit der Hand über die Stirn, sah dann aber nach einem Blicke auf Barnheim stumm vor sich nieder.

„In Ihren Augen,“ begann dieser von Neuem, „lag eben etwas wie Erstaunen, als hätten Sie mir eine solche Sprache nicht zugetraut. Was aber kennen denn gerade Sie von mir! Wie bald, nachdem Sie mich in Ihre Nähe gezogen, — seine Stimme sank fast zum Flüstern herab, — wurde es innen licht, so licht, daß ich nach außen hin gleichsam im Dunkel ging, kaum wußte, was ich noch that und sprach. Aengstlich hatte ich mich nur zu wahren, weil es längst überquellen wollte, wie in einem Strom Sie umfassen, um Ihnen Alles weihen zu können, was geworden — geworden durch Sie! Wären Sie völlig gleichgültig geblieben, hätte ich mit mir fertig werden müssen; als ich aber mit Entzücken fühlte, daß Sie —“

„Ich?“ unterbrach ihn die Gräfin kurz und schneidend, „was hätten Sie gefühlt?“

Barnheim drückte die Hand auf's Herz und erwiderte, anfangs mehr zu sich selbst sprechend: „Nicht im Dämmer weiter leben, — es erträgt sich nicht mehr! Sie könnten mich auch mit Recht mißachten, daß ich noch zurückzukehren vermöchte, nachdem Sie mir gezeigt, wie belästigt Sie würden. Diese Schwäche kann nur Eines auslösen: wenn ich Ihnen endlich offen sage, was mein Sein bisher im Bann gehalten. Denn ich muß Ihnen nachfühlen, — fühle ich es doch ebenso, wie Jedes, selbst das Alltägliche, immer gebrochen, mühselig aus mir herauskommt, sodaß Sie in Rechte wären, diesen nichtsagenden Gesellen abzustofsen, wie jede Knospe das welke Blatt abstößt. Aber in und an mir ist nichts well, — der Bann nur, der Bann Ihrer übermächtigen Nähe! — Und Sie könnten mir Frieden, all meine Spannkraft wiedergeben, wenn Sie mir sagten, — o, nicht sagten, Worte nehmen schon vom Duft! — wenn Ihr Auge bloß mich ahnen ließe, daß nach Jahren, wenn ich durch meine Kunst ebenbürtig neben Ihnen stände, daß Sie mir dann für das Leben —“

„Genug!“ fiel die Gräfin verlegt ein. „Ich weiß es nicht, worin Sie die Berechtigung gefunden haben, mich etwas hören zu lassen, was uns“, — sie zögerte einen Moment, dann setzte sie hastig hinzu, — „was uns nun trennen muß! Gab ich mich bei meiner Lebhaftigkeit vielleicht allzu natürlich? Jedenfalls habe ich es dann zu bedauern, den Irrthum eines — tieferen Interesses meinerseits veranlaßt zu haben. Oder hätte Sie nur mein gleichsam Alleinstehen dazu ermutigt, es zu mißbrauchen?“

„So wenig Wahrhaftigkeit habe ich meinen Worten geben können?“ fragte Barnheim schmerzlich.

Gräfin Anna sah wie beschämt zu Boden und antwortete: „Es war nur ein Gedanke!“

„Stehen Sie denn überhaupt allein?“ entgegnete Barnheim. „Wenn Ihres Vaters Sport-Passion ihn auch zu häufigen Reisen veranlaßt, bleibt nicht Ihr Onkel, die Tante Excellenz? Ich sehe den eisigen Blick noch, mit dem sie mich bei der Vorstellung maß, und von diesem Moment an waren Sie eine Andere!“

Der letzte Satz war heftig herausgestoßen worden. Ein Zug von Verlegenheit trat in Anna's Haltung, dennoch erwiderte sie: „Schon mein Selbstgefühl würde nicht gestatten, das zuzugeben! Ich bin seit dem Tode meiner Mutter in nichts mehr von der Tante abhängig.“

„Abhängig — und nicht abhängig!“ rief Barnheim bitter. „Warum häuften Sie denn in jener Viertelstunde mehr Lob auf mein armes Haupt, als ich sonst in Wochen von Ihnen gehört hatte? Wir Künstler haben ein feines Ohr! Aber ich nahm Ihnen das kaum

übel: es ist eine so natürliche Tactik, gerade den Umgang bis zur eigenen Höhe heranzupreisen, bei welchem wir meinen, daß er vor Standesgenossen gleichsam einer Rechtfertigung bedarf.“

„Sie sind grausam!“ versetzte die Gräfin, welche blaß geworden war. „Mir wenigstens werden Sie zutrouen, daß ich, wenn ich wirklich mir dergleichen zu Schulden kommen ließ, das unbewußt gethan habe.“

„Gern glaube ich das!“ fiel er ein. „Haben Sie doch niemals unter Demüthigungen gelitten! Und nur solche schärfen und klären unsere bürgerlichen Augen. Für mich aber hätte es hierbei keiner Klärung bedurft! Trauen Sie es nur einem Herzen zu, das liebt: am Klang der Stimme, in jeder Bewegung fühlt es, ob von einem Tage zum andern Alles geblieben ist, oder ob etwas davon, was unser schien, stumm wurde. Und nach jenem Tage, — ich weiß ja nicht, was ihnen die Tante zugerant, ob Warnungen, gar Vorwürfe gefallen sind, — das aber weiß ich: mit dem Tage hob das Schwere an. Nichts mehr von dem, was gewesen war! Wie verschüchtert Ihre süße Hingabe der ersten Zeit!“ Die Gräfin wandte sich ab. „Sie sind keiner Lüge fähig!“ rief er stürmisch, „möchten Sie die Zeit verleugnen? Ich frage mit Inbrunst, in seliger Qual, — trotz ich mich nur selbst, gab es nie solche Zeit?“

Wohl eine Minute verging. Gräfin Anna rang augenscheinlich mit sich; dann sagte sie, noch immer abgewandt: „Da brauchte ich nur das eine Wörtchen zu wiederholen, und Sie müßten und würden mir glauben. Doch Sie haben Recht; auch nicht den leisesten Zug der Täuschung: er könnte uns nachgehen lebenslang.“

„Gräfin!“ jubelte Barnheim auf.

„O, ich meine es anders!“ versetzte sie, indem sie sich ihm zuwandte. „Ich will nur versuchen, Ihnen nachzusehen, — auch gleichsam mit einer Sonde vorgehen!“ Nach einer Pause begann sie mit schwachem Lächeln: „Vom Beginn unseres Verkehrs sprechen Sie? Gewiß! Sie waren mir vom ersten Augenblicke an ein sympathischer Lehrer, zu welchem ich damals nur emporjah, meinem Wesen darum keinerlei Zwang anthat; und wie der Lehrer, so angenehm mußte der Mensch ja gleichfalls berühren! Wäre damit aber meine Zutraulichkeit, meine Hingabe, wie Sie sagen, nicht erklärt?“

„Tieferes sollte es nicht gewesen sein?“ fragte Barnheim finster. „So ohnmächtige Täuschung das Ende? So gar kein Recht hätte ich gehabt?“

Er starrte auf die Gräfin. Dieser entrang es sich, wie unbewußt: „Gar kein Recht?“

„O, Sie fühlen also doch —“

„Seien Sie großmüthig!“ unterbrach sie ihn. „Was vielleicht hätte werden können, rühren wir nicht daran! Doch Sie hatten wahr gefühlt: die damalige Anwesenheit der Meinigen erweckte mich plötzlich aus einem gewissen Traumzustande. Nicht ihre Worte oder gar Warnungen waren es, — der Tante Stolz würde ein solches Vergessen bei einem Gliede ihrer Familie überhaupt nicht für denkbar halten! Mir allein fiel aber auf einmal bei dieser gleichsam selbstverständlichen, wie soll ich es nennen . . .“

„Nennen Sie es ruhig Nichtachtung!“

Die Gräfin nickte vor sich hin. „Dabei fiel mir auf's Herz, daß ich es nicht ertragen würde, einem — mir persönlich nahe Stehenden so begegnet zu sehen, und beim Weiterdenken, daß ich ebensovienig die Sphäre aufzugeben vermöchte, in der ich geboren worden.“

Barnheim sah wie zerstreut umher. Der mit rosigem Apfelblüthen bedeckte Zweig, den er vereint mit Anna auf die Thür gemalt hatte, winkte gleichsam; die beiden kleinen, blauen Falter, der Schluß ihrer gemeinsamen Arbeit, flogen wie jene unergelichen Stunden selbst auf ihn zu, — er erwachte fröstelnd aus seinem Sinnen. „Ich will nicht davon sprechen,“ sagte er, „mit welchen Empfindungen ich jetzt die liebe Thür zum letzten Male hinter mir schließen werde; das könnte Sie ja bloß lächeln machen! Ich hoffte nur . . .“ Plötzlich abbrechend, fuhr er fort: „Glauben Sie es mir, niemals hätte ich die Herrschaft über mich soweit verloren, um die Aristokratin in Ihnen zu vergessen, wenn ich nicht gemeint hätte, die Künstlerin stände darüber. Wohl! Warum sollte sich ein Aristokrat der Geburt nicht als solcher glücklich fühlen, dieses Glück sogar um nichts eintauschen wollen? Doch Der von ihnen, welcher der anderen Aristokratie, derjenigen des Künstlerthums, nahe getreten, sich zum Begreifen ihrer Größe durchgerungen hat, der, wähnte ich, müsse sie als die höhere achten! Daraus schöpfte ich mein Hoffen, nur dieser Gedanke zog meine Liebe groß . . . Nun aber kein Verbittern der letzten Augenblicke! Möge Ihr Geschick Sie sanft weiter leiten, Ihnen wieder Jemand zuführen, den Ihr Talent herzlich freut, der wieder bloß danach strebt, Ihnen Alles zu geben, was er geben kann. Aber nicht diese Zutraulichkeit mehr! Es könnte Sie noch Eimer mißverstehen.“

Trotz des milden Tones, mit welchem diese Bitte gesprochen wurde, hörte die Gräfin deutlich den Vor-

wurf heraus und erwiderte mit jähem Erröthen: „Ich werde fortan ohne Lehrer —“

„Nein, o nein!“ beschwor sie Barnheim.

„Und warum nicht? Hätten Sie auch über meine letzten Bilder noch die alte ungünstige Ansicht? Sie haben Aufsehen erregt!“

„Beziehen Sie das auf die neuliche Kritik im Morgenblatt?“

„Gewiß!“

„Des Barons über die Gräfin?“

„Baron Braincourt,“ rief sie herausfordernd, „ist ein gefeierter Kritiker!“

„In Ihren Kreisen, — bei uns lächelt man über ihn!“ entgegnete Barnheim. „Auch das noch!“ Er blickte schmerzlich auf. „Da habe ich mich freilich noch einmal getäuscht! Ich sah nur die werdende Künstlerin, der es Ernst mit ihrer Kunst, die sich niemals am Ziele meinen darf, wie es aller echten Künstler Art, welche nur in den seltsamen Augenblicken des Schaffens an Vollendung glauben, nicht vorher, nicht nachher. Und Sie hätten bereits erreicht? Ich schweige!“ brach er, Anna's tiefe Erregtheit wahrnehmend, ab. „Nur bitten möchte ich noch, vergeben Sie mir! Darf ich noch einmal Ihre Hand . . . Nein, nein! Ohne sie zu berühren, muß ich fort! Denn trotz all des Niedergestürzten, auf das ich blicke, in welchem ich stehe, — der Gott in meiner Brust will dennoch nur Eine kennen, die ihm bestimmt war! Leben Sie wohl, — leben Sie wohl!“

„Barnheim!“ Die Gräfin stand fassungslos da; es zog sie ihm nach. Die Thür mußte offen geblieben sein, Schritt bei Schritt hörte sie seine eilenden Tritte. „Ich kannte ihn nicht, nicht diesen Mann!“ flüsterte sie in sich hinein. Dann drückte sie die Hand fest auf's Herz: sie hatte trotz Allem nicht anders gekonnt, — also recht gethan!

Durch ihre ungestüme Bewegung war wohl der Strauß trockner Palmenwedel und Gräser hinter der Büste der Clytia gestreift worden, — er flatterte rauschend zu Boden.

2.

Das letzte der diesjährigen Künstler-Feste hatte längst begonnen. Es war ein Maskenball, bei welchem die Kostüme, — nach dem Einfall des Präsidenten der Gesellschaft, — nur aus Schiller'schen Dramen gewählt werden durften. Die Künstler und sonst Geladenen hatten sich also zusammengesetzt und wenigstens die Hauptträger der Stücke unter sich vertheilt, damit nicht allzu viele Marquis Fosa oder Jungfrauen von Orleans erschienen. Der Aufzug der gesammten Personen jedes einzelnen Dramas war schließlich denn auch von imposanter Wirkung gewesen, und es herrschte in Folge dessen eine lebhafteste Befriedigung unter sämmtlichen Theilnehmern.

Am die königliche Gestalt einer Maria Stuart, in granatfarbener Brocatkleide, die Perlenkrone im rötlich schimmernden Haar, war ein ganzer Kreis von Masken versammelt; darunter auch „Lord Leicester“, der seine Gesichtsmaske bereits abgelegt hatte, da er zu den Mitgliedern des Vorstandes der Gesellschaft gehörte. Es war Paul Barnheim. Man neckte ihn und die Stuart wohl; er parierte dann allerdings die Scherze, doch geschah das meist in demselben Ernst, der ihm seit lange eigenthümlich war. Auf einmal rief einer aus dem Kreise, welcher den Saal hinunterblickte: „Ah, noch eine Stuart!“

Auch Barnheim sah nach der Maske, und einen Augenblick lang glitt ein Betroffensein über seine Züge; beim Näherkommen der Gestalt und ihrer streng festgehaltenen demüthigen Haltung wandte er sich aber wie enttäuscht ab.

Der neue Tanz sollte beginnen, auch der Kreis um die königliche Stuart löste sich, und Barnheim, in einem Anfluge von Ueberdruß, — oder hatte es ihm eine Erinnerung angethan? — brach sich langsam zur Thür des Saales Bahn und ging dann bis in das äußerste der kleinen Zimmer, welche um den Hauptsaal herumlagen. Er warf sich auf die Chaiselongue und träumte mehr vor sich hin, als daß er an Bestimmtes dachte. Der kleine, heimliche Raum mit seinem Schmuck von Blattgewächsen und Blumen, in dem milden Licht einer Ampel, und nur hier und da von ein paar stärkeren Accorden der Ballmusik erreicht, begünstigte das Traumverlorensein.

Da schleifte plötzlich etwas näher; Barnheim richtete sich auf und sah überrascht die Büßerin Stuart auf die Schwelle des Zimmers treten. In ihrem schwarzamantenen Schlepplleide, mit dem großen Stehfragen und der Stuarthaube, von der ein schwarzer Schleier langhin niederfloß, hob sie sich wahrhaft malerisch von der Portièrre in weiß-or-Plüsch ab. Das Maler-Auge Barnheim's hing bewundernd an dem Bilde.

Die Maske zögerte augenscheinlich, näher zu treten; als sich Barnheim nun jedoch erhob, schritt sie auf ihn zu und sagte mit tiefer Altstimme, die wohl nur verstellt war: „Reiche mir Deine Hand!“

„Gern, Majestät!“ erwiderte der Maler und streckte seine Rechte aus. Als die Maske die Hand ein wenig erhob, als wollte sie die Linien in derselben genauer verfolgen, fragte er lächelnd: „Seit wann sagt Lady Stuart wahr?“

„Seit sie ihre Schuld gebüßt!“

„Welche Schuld? An wem?“

„Vielleicht an Euch, Leicester! Darf ich jetzt aber meinen Spruch halten?“

„Ihr habt zu befehlen!“ antwortete Barnheim, indem er sie forschend ansah.

„Dennoch scheint Ihr vor meinem Spruch Sorge zu haben? Eure Hand zittert!“

„Sie zittert,“ erwiderte Barnheim, „weil — — weil — —“

„Endlich die Freundin erkannt wurde?“ rief Anna Schwaneck mit ihrer natürlichen Stimme, indem sie rasch die Maske abnahm und dann Barnheim beide Hände reichte. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Lange nicht!“ wiederholte er mechanisch.

„Sie sind fast unverändert, höchstens noch stattlicher geworden,“ bemerkte die Gräfin, während sie mit leichtem Druck ihre Hände aus den seinigen löste. „So ist es Ihnen gut ergangen?“ Er nickte. „O, das freut mich! Doch bedurfte es eigentlich nicht der Frage: Ihr Ruhm klingt ja bereits landauf, landab! In Paris, in Rom hörte ich von Ihnen; Sie aber sicherlich nicht von mir?“ — Barnheim schüttelte den Kopf. — „Meine Kunst ist eben halb und halb eingeschlafen, trotz des damaligen Aufsehens. Es fehlte doch wohl noch ein Lehrer, ein solcher Lehrer, wie Sie meinten.“ Eine Pause entstand. „Warum schweigen Sie?“ begann sie hastig von Neuem. „Oder wäre dennoch irgend etwas geschehen? Etwas Trauriges? . . . Ihre Frau Mutter ist wohl?“

„Ganz wohl!“

„Woher dann dieser Ernst? Ich habe auf einen viel freundlicheren Empfang gerechnet! Sie dürften kaum ahnen, wie viel Mühe es gekostet, welche Hindernisse zu bewältigen waren, um gerade heute hier zu sein! Als ich jedoch, — in der Residenz, wo ich zufällig auf Besuch war, — von dem Feste hörte, in den Zeitungen dann auch Ihren Namen unter denen des Vorstandes fand, da mußte ich meinen alten Lehrer wiedersehen!“

„Sie sind sehr gütig!“

„Um Gotteswillen,“ rief Gräfin Anna, „und Sie sehr ungütig, wenn Sie für mich noch mehr so überwältigende Wendungen übrig hätten! Doch kommen Sie! Hoffentlich hört uns Niemand, und wir plaudern, wie in uralter Zeit, von Allem und Jedem.“ Beide setzten sich. „Was müssen Sie mir zu erzählen haben!“ fuhr sie fort. „Drei Jahre! Sind es wirklich drei Jahre?“

„Weniger zwei Monaten! Ich möchte glauben, auf den Tag sogar.“

„Aber beginnen Sie zu erzählen! Ich bin sehr, — nicht neugierig, das ist ein häßliches Wort, — Sie verstehen mich? Die Gefühle einer alten Freundin sind ganz besondere!“

„Vor allem Erzählen,“ warf Barnheim ein, „habe ich eine Frage!“

„Und nach der Art meiner Antwort soll dann wohl das Colorit Ihrer Erzählung gewählt werden?“

„Vielleicht.“

„So fragen Sie!“

Barnheim zögerte ein wenig, bevor er mit einer gewissen Verlegenheit sagte: „Ich weiß eben gar nicht, wer, was Sie jetzt eigentlich sind?“

Die Gräfin mußte lächeln und erwiderte mit einem Schalk im Auge: „Das, habe ich mir allerdings eingebildet, wüßten Sie. Ein Mägdlein, freilich bereits im Beginne der Zwanzig.“

„Also noch unvermählt?“ fragte er in unsicherem Tone. „Ich meine, über Ihre Verlobung sei schon Jahr und Tag hingegangen?“

„War dieses Gerücht auch bis zu Ihnen gedrungen?“

„Ein Gerücht, nur ein Gerücht?“ rief Barnheim überrascht.

„Wie es entstehen konnte,“ fuhr die Gräfin fort, „will ich nachher getreulich erzählen. Jetzt aber zu Ihrem Bericht! Da Sie übrigens so frischweg mitten in den meinigen gesprungen sind, möchte ich vorerst auch noch etwas fragen?“

„Ich bitte sehr, — fragen Sie!“

„Sind Sie vermählt?“

Barnheim streckte die Hand von Neuem aus. „Sie werden es lesen können! Ich habe so wie so noch meinen Spruch zu Gute.“

„Ah, ich weiß jetzt nicht mehr, was ich für thörichtes Zeug vorbringen wollte; es ist ein ganz ander Ding, mit oder ohne Maske!“

„Ob Sie mich in Maske wohl erkannt hätten?“

„Gewiß!“ versicherte sie.

Mit einer halb ungläubigen Bewegung sagte Barnheim: „Eigentlich schade, daß man unmaskirt bleiben mußte und darum nicht einmal den Versuch — —“

„Es war ganz gut so!“ unterbrach die Gräfin, indem sie auf seine Hand blickte. „Da der Goldfinger keinen Ring trägt — —“

„Der ruht vielleicht auf dem Herzen!“ warf Barnheim ein, „oder im Herzen, — wie Sie wollen!“

„So ideal ist er?“

„Ganz ideal, — nach Künstlerart! Doch Sie wollten von meinem Leben wissen. Das könnte ich in ein Wort fassen: ich habe eben gelebt! Heute wie gestern lichte Stunden, in denen ich recht nach dem Herzen schaffen durfte, dann täglich ein langer Abend, meist ohne viel Genügen, — zum Schluß der treue Sorgenbrecher Schlaf mit, auch ohne Träume!“

„Sie sind doch gereift?“

„Nur einmal, auf einige Monate nach Norwegen, wie ich ja längst vorgehabt.“

„Ihren Hardanger-Fjord habe ich in Paris gesehen,“ sagte die Gräfin gedankenvoll. „Das Bild ergreift tief.“

„Das hat es gethan?“

„Sie fragen mit so eigenthümlichen Ausdruck. Sind damit Beziehungen — —“

„Die Staffage haben Sie nicht beachtet?“ fiel er gespannt ein.

Die Gräfin bejahte. „Das umgestürzte Bot, die beiden, wie vereint untergehenden Gestalten!“

„Wie vereint!“ stammte Barnheim auf. Leicht hin schloß er dann: „Doch Schaum, Alles bloßer Wogenschaum! Heute kann ich die beruhigende Versicherung geben, daß Beide gerettet worden.“

„Ich verstehe wieder Ihren Ton nicht ganz!“ entgegnete die Gräfin gepreßt. „Wäre es denn nicht richtig und gut, mit Unmöglichem fertig zu werden? Muß Jemand untergehen, um an seinen Ernst glauben zu machen? Das schiene mir eine traurige Forderung, die aber auch Niemand stellt, Keiner wenigstens, der sich bemüht, mit hellem Auge in das Weltgetriebe zu sehen, wo doch Alles, mit oder ohne Bewußtsein, einzig nach dem gerade ihm gemäßen Leben ringt. Eine andere Forderung läge viel näher!“ setzte sie träumerisch hinzu. „Sich aus Leid und Entbehrung heraus klar zu machen, was denn unseres Wollens Innerstes ist, ob das manchmal auch so unter Gerante und Schlingkraut verborgen ist, daß ganz Anderes zu Tage liegt, als wovon die Tiefe weiß. Und daran schloße sich der feste, heiße Wille, diesem Innersten zu seinem Recht zu verhelfen, über alle Eitelkeit der Welt fort zuerst wahrer Mensch zu sein.“

Ihre Wangen glühten, in den Augen strahlte es, wie von innerem Feuer. Barnheim schien darauf nicht zu achten; mit einer Art von Ironie fragte er: „Das sind Ansichten, welche Sie seither gewonnen haben, nicht wahr? Bloße Ansichten! Sie meinen, Jedermann müsse darnach verfahren; nur Sie selbst gestatten Sie natürlich, die Ausnahme zu spielen?“

„Nein, ich nicht!“ erwiderte die Gräfin, indem sie Barnheim fest ansah.

„Sie nicht?“ rief dieser stürmisch. Nach einigen Augenblicken des Zubodensehens erhob er sich langsam und bat: „Vergeben Sie! An Ruhe gebracht es mir noch immer.“ Er horchte nach der Thür. „Der Tanz scheint beendigt zu sein. Lassen Sie uns einen Gang durch die Säle machen; das wird mir alle Rücken aus dem Kopfe treiben!“

Auch Gräfin Anna war aufgestanden, sagte nun aber mit zitternder Stimme, indem sie die vor sich hingefallenen Hände ein wenig erhob: „O, fort mit jeder Scheu! Ich muß ja sprechen, ich; Sie dürften es nicht; und ich will es thun, so schlicht und ernst, wie es das Ernsthafteste auf Erden fordert! Sie lieber, getreuer Mann, viel, — so viel habe ich Ihnen heute zu danken, daß ich mich nimmer anders auslösen könnte, als durch mich selbst!“

Kaum hörbar waren die Schlussworte gefallen. Barnheim athmete schwer und fragte, unwillkürlich zurücktretend: „Wie soll ich das verstehen?“

„Ihr Wort ist Wahrheit geworden!“ fuhr die Gräfin fort. „Wer das Höhere einmal gekannt, darin gelebt hat, der erträgt nichts Eringeres mehr. Die Sehnsucht nach dem Vergangenen, nach dem einen unglückseligen Augenblick Verkannten — —“

„Blos für einen Augenblick verkannt?“ unterbrach er zweifelnd. „Und wenn Sie nur das Freundliche dieses Wiedersehens so — nachsichtig stimmte!“

„Wie weh thun Sie mir!“

Er sah ihre schmerzlich bittende Bewegung nicht. „Ich habe zu viel gelitten!“ brach er heftig los; „es ist unmöglich, von Wort zu Wort die todtten Hoffnungen wieder leben zu heißen, — meine Hoffnungen! Als die alten guten Bekannten können wir — —“

„Barnheim!“ rief die Gräfin erschreckt, „ich habe nicht weniger gelitten!“

„Sie!“ Hohn, Schmerz und Unglaube lagen in der Betonung des einen Wortes.

Die Gräfin suchte sich zu fassen; deutlich hatte sie auf einmal gefühlt, daß es nicht, wie sie gehofft, mit dem bloßen Bekenntniß ihrer Neue abgethan sei, daß ihr ganzes Sein, ihr, wie sie ja wußte, neues Sein die



Der „Dem“ auf dem Hamburger Friedemarkte.
Von Hans Bontels. — Siehe Seite 127.

Bürgschaft dafür bieten müsse! Dazu war Ruhe, — Ruhe ein erstes Bedingniß! So begann sie, anscheinend voll der früheren Beherrschung: „Wie wenig kannte ich die Welt, als wir damals von einander schieden! Und sie erschien mir so stolz und herrlich! Als ich sie dann freilich mit meinem Vater zu durchwandern begann, bald allerlei erfuhr, was weniger groß war, da dämmerte es mir schon im ersten Jahre auf, daß mir im Beginne des Lebens schon das allerbeste Theil geworden war. Und das wurde nur klarer und klarer, nahm bald Allen den Preis, des Vergleichens war kein Ende, bis ich kommen mußte und Ihnen sagen, wie es um mich stehe.“

Barnheim wandte sich ab. „Nun aber auch kein Jürnen mehr!“ fuhr sie fort. „Hören Sie bloß auf Ihr Herz: das kennt mich besser, als Ihr Mannesstolz. Schon jetzt weiß es, daß ich mich nur in mir geirrt hatte; es muß fühlen: wäre ich seiner nicht würdig geworden, beugte ich mich nicht so tief!“

Barnheim blickte unsicher auf. „All die Pein der Jahre,“ sagte er wie im Selbstgespräch, „könnte sie denn von mir fallen, wie nie ertragen? Solche Kränkung! Darf der Mann . . .“

„Wohl Kränkung!“ fiel Anna Schwaneck sanft ein, „doch auch Sie waren nicht schuldlos! Sie forderten so herrlich, jedes Bedenken so ganz verachtend! Und es lag tief in meiner Natur, jedem Zwange widerstreben zu müssen, — selbst zu meinem Leide.“

„Herrlich?“ fragte Barnheim zwischen Ernst und weichem Lächeln, „wirklich herrlich hätte ich gefordert? Da hat sich nur die Schüchternheit zu lähn hervorgezogen! Das konnten Sie freilich nicht wissen; ein Hauch von Schuld läge also immerhin auf mir. Und so geringes sollte zur Bräute werden dürfen . . .“

„Wäre es denn das allein?“ unterbrach ihn die Gräfin leise, „nicht auch ein wenig von dem Anderen, das mich Alles überwinden ließ? Weiß ich doch, daß ich mit meiner ganzen Familie, — nicht dem Vater, der mir volle Freiheit gelassen, — mit den Uebrigen aber zerfalle, und um so unerföhrlicher, da ich die Bewerbung meines Vettters, des Sohnes der Excellenz, abgewiesen habe, dessen Annäherung eben den Anlaß zu jenen Verlobungsgerüchten gab. Doch ob der Vetter durchaus nicht zu unseren Schlimmsten gehört, über mehr als Verur und Jagd sprechen kann, — meinen Lehrer, seit ich den ganz begriffen, vermochte er nicht zu ersetzen. Und da ich nun auch längst weiß, was die Meinung der Anderen für uns nur bedeuten darf, so sah ich ein, wenn es noch Glück auf Erden für mich geben sollte, dann müsse ich heimkehren und fragen, ob Jemand treu geblieben und die Verirrte zu Gnaden annehmen wolle!“

„Zu Gnaden?“ rief Barnheim außer sich, indem er sie fest in die Arme schloß. „Du allein bringst Gnade!“

„O nein!“ schluchzte Anna auf. „Lieber, Böser, — Du!“

Ein wenig später schien es noch einmal in Barnheim nachzugrollen; er sagte, während er Anna glücklich ansah: „Vielleicht hätte ich versuchen müssen, mich viel ungefügiger anzustellen?“ Als sie aber, bereits wieder mit ihrem sonnigen Lachen, den Kopf schüttelte, meinte auch er: „Es war wohl ehrlicher, mir selbst treu zu bleiben und Dir trotz Allem und Allem doch nur zu zeigen, wie grenzenlos Du auch heute noch beglückt!“

Rachdruck verboten.

Die Kapitalistinnen.

Ein Wiener Geschichtchen

von Marie von Ebner-Eschenbach.

Im vierten Stock eines der ältesten Häuser des alten Wien wohnen seit vielen Jahren die Schwestern Elise und Johanna Moser. Das Haus befindet sich in der Singerstraße und hat einen geräumigen Hof, und auf diesen herab sehen die immer spiegelblanken Fenster, durch welche Licht und Luft in das Quartier der Fräulein dringen. Es besteht aus einer Küche und aus zwei Zimmern, und wird so nett gehalten, als ob es nicht von menschlichen Wesen, sondern von puren Geistern bewohnt würde. Die Küche ist nur mit einer Puppenküche zu vergleichen, mit der Kinder noch nicht gespielt haben. In hellen, bunten Farben und in schneigem Weiß schimmert das Geschirr auf den Stellbrettern; wie eitel Gold und Silber prunkten die Pfännchen und Casserolen; die Knöpfe der Herdthüren aber überrufen alles Andere an Geblinkel und Funkelglanz.

So groß indessen die Keilichkeit in der Küche ist, durch diejenige in den Zimmern wird sie noch beschämt. Fußbodenlack kann jeder laufen und die Dielen damit bestreichen. Ihn jedoch monatelang auf einem Punkt fast indiscret blendender Hochpolitur zu erhalten, — diese Kunst versteht Fräulein Elise ganz allein. Sie ist es, die jüngere der Schwestern, welche sich um die

berühmte und ruhmwürdige Sauberkeit des Haushaltes die größeren Verdienste erwirbt. Ihr Ordnungs- und Schönheitsfönn macht sich manchmal in einer Weise geltend, die von Fräulein Johanna als Uebertreibung bezeichnet wird. Dies geschieht zum Beispiel, wenn Elise noch am Nachmittage mit Planellen unter den Füßen im Zimmer herumgleitet, angeblich um sich eine gesunde Bewegung zu machen, in der That aber, um einige, nur ihr wahrnehmbare Trübungen des Bodensfirnisses durch sanft liebloses Streicheln wieder in lauter Glanz zu verwandeln. Oder wenn sie die Polster des Kanapees, auf dem Johanna sich niedergelassen hat, um friedlich ihren Abendthee zu trinken, mit einem Stäbchen zu klopfen beginnt. Sie thut es ganz leicht, sie weiß im vorhinein, daß kein Staub aufsteigen wird, aber — sicher ist sicher! — sie frägt doch an und führt Schlag um Schlag gegen die dünnen, alten Kissen.

Johanna duldet und schweigt. Ihre Märtirerermiene jedoch, die sanfte Art, in welcher sie mit der Hand über ihre eisgrauen, gescheitelten Haare streicht, und besonders die Sehnsucht, mit der sie in das aufgeschlagene, auf dem Tische liegende Buch blickt, verfehlen ihre Wirkung auf Elise nicht. Sie überwindet den Pustefusel, der ihr in allen Fingern prickelt, legt das Stäbchen weg und sagt: „So, jetzt lesen wir!“

Das edle Gesicht Johanna's hellt sich auf. Vorlesen ist ihre Wonne, und sie behauptet, daß die Werke ihrer Lieblingsdichter ihr immer neue, schöne Ueberraschungen bereiten.

Elise hört zu und würde es noch viel aufmerksamer thun, wenn die Photographie des seligen Onkels Moser nicht gerade ihrem Plape gegenüber hänge. Die ist leider mit einem Glas bedeckt, von dem man nie recht weiß: ist's gepußt oder nicht. Und Elise unterbricht die vorlesende Schwester an einer ergreifenden Stelle der Dichtung, um auszurufen: „Mit Wasser hab' ich's umsonst versucht; ich will's morgen mit Spiritus probiren!“

Dieselbe Genauigkeit, deren sich Elise im Punkte des Reinhaltens der Wohnung befleißigte, wurde von Fräulein Johanna in einem andern, im Geldpunkte, beobachtet.

Die Schwestern hatten nach dem Verlaufe von mehr als drei Decennien, in welchen Elise einer Mädchenschule vorgestanden, Johanna Lehrerin in wohlhabenden Häusern gewesen war, eine hübsche Summe zurücklegen können. Das Glück, das ihnen für redliche Arbeit redliche Entlohnung bescherte, zeigte sich auch darin günstig, daß es sie in der Person ihres Onkels Christian Moser einen tüchtigen Schatzmeister finden ließ, dem sie ihre Ersparnisse anvertraut, und der mit denselben geschickt manipulirt hatte. Als der alte Herr starb, fand sich bei ihm in einem großen Umschlag, auf dem geschrieben stand: „Depot. Eigenthum meiner Nichten, der Fräulein Elise und Johanna Moser,“ ein Kapital von nicht weniger als zwanzigtausend Gulden in Werthpapieren. Dabei ein Zettel, an die Schwestern gerichtet, des Inhalts: „Nathe Euch, nach meinem Tode die Verwaltung Eures Vermögens meinem Sohne, Eurem Vetter Julius, zu übergeben, denn was Geldangelegenheiten betrifft, da seid Ihr wie die neugeborenen Kinder.“

Elise stimmte dieser Behauptung mit vielen freundlichemüthigen Bücklingen zu; Johanna war nicht so ganz von ihrer Wichtigkeit durchdrungen, ersuchte aber dennoch, im Vereine mit der Schwester, Herrn Julius Moser, das Kapital in seiner Verwahrung zu behalten. Er jedoch wollte nichts davon wissen; er war ein mürrischer, mit Geschäften überhäufter Mann.

„Kauft Euch eine kleine Wertheimische Kasse und legt Euer Geld hinein,“ sagte er. „Alle Jahr zweimal will ich kommen, die Coupons abschneiden und einlösen. Ihr habt Euch um nichts, als nur darum zu kümmern, daß Ihr mit Eurem Einkommen auskommt und die Kassenschlüssel nicht verliert.“

Als er ihnen dann die Papiere ausgeliefert, waren die Schwestern nach Hause gewandert, und der Weg, den sie von der Hohenbrücke bis in die Singerstraße zurücklegen mußten, war ihnen lang und gefahrvoll erschienen. Johanna hatte das Palet unter den Arm genommen, und dicht neben ihr, an der Kapitalienseite, marschirte Elise. Mehrmals ermahnte diese ihre Schwester: „Nimm Dich zusammen; mach's nicht so auffällig, mach' kein so verstörtes Gesicht.“ Sie selbst aber, die Muthigere, fühlte ihr Innerstes erbeben, als zwei Arbeiter vorbeikamen und einer den andern anstieß und fragte: „Was tragen denn die?“

Die Frage bezog sich auf einige hinter den Fräulein einerschreitende Marktweiber, ließ diese gleichgültig und versetzte jene in einen fieberhaften Zustand. Die arglose Johanna, die sonst auch dem Fremdesten das Beste zutraute, immer in Erwartung von etwas Angenehmen, besonders von angenehmen Ueberraschungen lebte, war heute eitel Sorge und Verdacht. Bei der Heimkehr empfand sie sogar Mißtrauen gegen den biederen Hausmeister, als er sie an der Treppe begrüßte, und bildete sich ein, er habe das Palet in ihren Armen mit sonderbar verlangenden Blicken angesehen.

Den Nachmittag und Abend brachten die Damen mit Beratungen über den Ankauf der Wertheimischen Kasse zu, die auf den Rath des Vettters angeschafft werden sollte. Provisorisch brachte man das Geld im Wäschekasten zwischen den Leintüchern unter, nachdem Elise diese Gelegenheit benützt hatte, um den Schrank von oben bis unten auszuräumen und durchzufegen. Spät kamen die Schwestern zur Ruhe, und kaum eingeschlafen, erwachte Johanna mit Herzklopfen, weil ihr träumte, die Wohnungsthür, welche Elise doch vor ihren Augen versperrt und verriegelt hatte, sei von selbst aufgesprungen, und durch sie herein sei der Hausmeister getreten, im Kostüm Rinaldo Rinaldini's und mit einer Kanone in jeder Hand.

Am Morgen begann die Berathung von Neuem. „Eine Kasse anschaffen, — leicht gesagt; aber wie bringt man sie herein, ohne daß die Leute es merken?“ meinte Elise. „Und wenn die Leute merken, daß man eine Kasse hat, vermuthen sie gleich, daß etwas drin ist. Und das ist sehr gefährlich.“

Dagegen wandte Johanna ein, daß es doch strafbarer Leichtsin wäre, die Kapitalien dem Wäschekasten bleibend anzuvertrauen.

Man war noch zu keinem Resultat gelangt, als die in Rede stehende Kasse von selbst erschien. Herr Julius Moser schickte sie seinen Vasen zum Präsent, durch zwei kurz angebundene, sehr resolute Männer. Rasch hatten die beiden Cyklopen den besten Platz für die Kasse ausgemittelt: in der Ecke des zweiten Zimmers, zu Füßen von Johanna's Bett. Ohne viel zu fragen, stellten sie das schlanke, eiserne Ding dort auf, unterrichteten die Damen im Gebrauch der Schlüssel, überreichten dieselben sammt den Doubletten, nahmen ihr Trinkgeld in Empfang und entfernten sich.

Elise hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Spuren wegzutragen, welche die staubigen Stiefel des unerwarteten Besuches auf dem Fußboden hinterlassen hatten. Johanna holte die Kapitalien aus dem Schrank. Sie befreite die Obligationen von ihrer groben Umhüllung, und als sie bemerkte, daß dieselben nachlässig gefaltet waren, ergriff sie das Falzbein. Mit einem Muth, den Elise nur anstaunen konnte, handhabte Johanna die großen, prächtigen Vogen, glättete sie und legte sie wieder vierfach, jetzt aber Kante auf Kante, zusammen. Dann holte sie aus ihrem Vorrath an Schreibpapier das stärkste herbei und verlegte sich auf die Fabrication von Couverts, wie sie, so zierlich ausgeschnitten, so fest geklebt, nirgends und um keinen Preis zu kaufen gewesen wären. Jedes derselben hatte eine Aufschrift erhalten; Obligation Nummer Eins, hieß es auf der ersten, Obligation Nummer Zwanzig auf der letzten. Sie bildeten einen erfreulichen Anblick, so lange sie auf dem Tische zum Trocknen ausgelegt blieben, und eine stattliche Reihe im Trejor, in welchem Johanna sie endlich aufstellte.

Danach hatte sie das Tabernakel verschlossen und die Schlüssel an sich genommen, mit dem Vorsatze, sich in keiner Stunde des Lebens von ihnen zu trennen. Als sie sich zur Ruhe begeben, hatte sie das kleine Bund unter ihr Kissen gelegt und in dieser Nacht, wie schon in der vorigen, lange nicht einschlafen können. Die Worte des Vettters: „Verliert die Schlüssel nicht!“ summteten ihr im Ohre; das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit lag ihr schwer auf dem Herzen.

Am Morgen erwachte sie später als gewöhnlich. Die Bedienerin, die täglich kam, um Elise bei der Hausarbeit zu unterstützen, war seit geraumer Weile da und machte sich am Ofen in Johanna's Zimmer zu schaffen, als diese die Augen aufschlug.

Sie fuhr empvor, — ihr erster Blick fiel auf die Kasse, ihr erster Gedanke war: Wo find die Schlüssel? . . .

„Elise“, rief sie plötzlich, „Elise!“

Die Schwester kam herbei geeilt, und Johanna, die Stimme zum Gestüster senkend, fragte: „Die Schlüssel? . . . Hast Du sie genommen?“

„Gott bewahre!“ erwiderte Elise. „Du hast sie, — unter Deinem Kopfpolster hast Du sie.“

„Nein!“ hauchte Johanna, „ich habe schon gesucht . . .“

Elise überließ's, aber sie sagte sich, „Wir wollen noch einmal suchen, besser suchen.“

Es geschah, die Schlüssel wurden gefunden, man lachte, man neckte einander wegen des ausgestandenen Schreckens.

Auf einmal rief's aus der Gegend des Ofens: „Fräul'n, haben Sie mir das zum Unterzünden herg'richt?“ . . . Eine tohlengeschwärzte Hand hob sich in die Höhe und schwenkte Papiere in der Luft.

„Was denn, Resi? Was ist's denn?“ fragte Elise, von einer unbestimmten Bangigkeit durchzittert.

Resi erhob sich aus ihrer lauernden Stellung, kam auf die Damen zugetrampelt und präsentirte eine Anzahl durcheinander geworfener Papierbogen, bei deren Anblick den Schwestern der Athem stillstand.

„Johanna!“ rief Elise.

„Elise!“ rief Johanna.

„Wo haben Sie das hergenommen?“ preßte Elise, zur Bedienerin gewendet, hervor.

Das Weib wunderte sich über die Frage und besonders über die Art, in welcher dieselbe gestellt wurde. Wo sollte sie „Das“ hergenommen haben? Vom Sessel halt, auf dem „Das“ gelegen, vom Sessel beim Ofen, neben dem Kanapee.

„Gut,“ murmelte Elise, „gehen Sie jetzt nur in die Küche.“ Nesi gehorchte.

Starr bis zur Unheimlichkeit blickte Johanna vor sich hin: „Sessel! . . . Dort habe ich sie hingelegt.“ Sprach sie abgebrochen und tonlos, „hingelegt, — um sie dann hineinzu legen in die . . . Du weißt.“

„Hast Du's denn nicht gethan?“ fragte Elise.

„Es scheint, — nein,“ erwiderte Johanna und drückte das Haupt in die Kissen.

Elise setzte sich; ein kalter Schauer nach dem andern lief ihr über den Rücken. „Schwester,“ sagte sie, „so hätten wir denn vergessen, die Kapitalien in die Couverts zu thun, bevor wir die Couverts in die Kasse thaten.“

Johanna sah die Schwester dankbar an für dieses großmüthige „Wir.“ „Es scheint so, — obwohl ich es mir nicht denken kann. Viel eher schiene es mir möglich, liebe Schwester. . .“ Die tiefe Zerknirschung, unter deren Last sie eben noch geseufzt hatte, machte einer freundlichen Ahnung Platz, „daß unsere Obligationen im Tresor liegen, und daß diese hier andere sind, mit denen uns Jemand,“ — ihre Augen begannen zu leuchten, und sie schloß innigst gerührt, — „eine angenehme Ueberraschung gemacht hat.“

Elise fuhr zürnend empor: „Mit Deinen Ueberraschungen, — das ist eine fixe Idee! Ueberraschung — ja! Die Nesi war nahe daran, uns eine Ueberraschung zu machen, — aber eine, von der wir uns unser Leben nicht mehr erholt hätten.“

„Du hast recht,“ versetzte Johanna, „und wir sind diesem Weibe zu ewigem Danke verpflichtet. Wenn die Klugheit uns auch rath, ihr zu verschweigen, wie groß der Dienst ist, den sie uns geleistet hat, — weil sie sonst allen Respect vor uns verlieren könnte, — wollen wir sie für denselben doch reichlich belohnen.“ —

So aufregend waren für die Schwestern die ersten Tage nach dem Antritt der Selbstverwaltung ihres Vermögens gewesen. Und noch gar manche böse Stunde folgte. Den Kassenschlüssel schien eine eigene satanische Kunst inne zu wohnen, sich unsichtbar machen zu können; sie verschwanden einem unter der Hand, — aus der Hand. Und die Raub-Attentate, die Einbruchs-Diebstähle, von denen man täglich hörte, die waren auch nicht danach angethan, viel beizutragen zur Seelenruhe alleinsethender Kapitalistinnen.

Indessen, man gewöhnt sich an die Nähe von Kaisern und Königen; die Fräulein gewöhnten sich an die Anwesenheit des großen Herrschers Rammon in ihrem einfachen Haushalte.

Für Elise blieb der Gedanke an den Staub, der sich im Winkel zwischen der Kasse und der Wand angesammelt haben mußte, und dem auf keine Weise beizukommen war, freilich ein sehr peinlicher. Für Johanna waren die zwei schlimmsten Tage im Jahre diejenigen, an welchen Better Julius kam, um die Coupons abzuschneiden.

Er setzte sich schon so verdrießlich und mit einer so höhniischen Miene an den Tisch, trieb zur Eile, ärgerte sich über die Couverts und riß die Obligationen mit einer Rücksichtslosigkeit heraus, deren nur Männer fähig sind. Die Aufschriften verspottete er: „Obligation Nummer Fünf? Was heißt das? Ich bitte Euch, gebt Euch mit dem Nummernschreiben nicht ab. Es wär fatal, wenn wir uns auf die Nummern verlassen müßten, bei einer allenfälligen Amortisation.“

„Was meinst Du damit, lieber Better?“ fragte Johanna; „wann wird die stattfinden?“

Er wandte seinen großen Kopf nach ihr und glogte sie böß an mit seinen runden, vorquellenden Augen: „Wenn Euch die Papiere gestohlen würden,“ erwiderte er barsch.

„Gestohlen!“ rief Elise. Johanna bedeutete ihr, zu schweigen. „Ich bitte Dich, erkläre mir das, lieber Better; was bedeutet Amortisation?“

Er lachte tückisch und sprach: „Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit.“ Und das sagte er jedesmal, stopfte die Coupons in seine alte, schmutzige Brieftasche und empfahl sich dann, — vorausgesetzt, daß er Zeit dazu fand. Oft ging er auch, ohne sich zu empfehlen, und Johanna hatte nachher lange Zeit mit dem Ordnen der Papiere, Elise mit dem Klopfen des Kanapees und dem Reinigen des Teppichs unter dem Tische zu thun.

„Es ist doch etwas Schreckliches um so einen Mann. . . Nein, wenn man denkt, daß man das ganze Jahr neben so einem existiren müßte!“ meinten die Schwestern, drückten einander die Hände und freuten sich, daß sie nicht geheirathet hatten.

„Was das nur heißt mit der Amortisation?“ sprach einmal Elise.

„Amor heißt Liebe,“ versetzte Johanna nachdenklich.

„Was kann aber die Liebe mit gestohlenen Obligationen zu thun haben?“ forschte Elise weiter. „Bedeutet es vielleicht: Diebstahl aus Liebe zum Geld?“

Johanna entgegnete, nach dem Rathe Kant's, das Bequeme und mehrentheils Vernünftige: „Ich weiß nicht“, und fügte aus eigenen Mitteln hinzu: „Es scheint ein Börsen-Ausdruck zu sein, und ich bin nie in andern als in spezifisch weiblichen Denkdisciplinen unterrichtet worden.“

Am 27. October 1884 wurden die Schwestern durch einen Zettel, den Better Julius ihnen sandte, in einer Weise überrascht, die Johanna mit dem besten Willen nicht angenehm finden konnte. Julius schrieb, er verreise für vier bis sechs Wochen und könne die Einlösung der Coupons dieses Mal nicht besorgen; seine Basen möchten das selbst thun oder auf seine Rückkehr warten.

Nun, von dem Letzteren konnte nicht die Rede sein. Auf den Kreuzer ging's bei den Fräulein immer aus. Sie hatten keine Schulden, aber auch keine Ersparnisse; sie brauchten ihr Geld und brauchten es zur rechten Zeit. So rief denn Elise: „Was sein muß, muß sein!“ Und Johanna ging mit großem Bedacht und mit einer Sorgfalt, an der sich Julius ein Beispiel hätte nehmen können, an die feierliche Handlung des Coupon-Abschneidens.

Eine halbe Stunde später stand Elise schon gerüstet zur abenteuerlichen Fahrt nach der Wechselstube. Hochgemuth zog sie aus, ihre Aufregung hinter einem kühnen Wesen verbergend. Ihr Stumpfnäschen war leicht geröthet, ihre braunen Augenlein blitzten. Während sie die Treppe hinabging, gaben die stählernen Ketten der Handtasche, in welcher die Coupons lagen, einen Ton von sich, — beinahe wie Sporengelirr.

Johanna erwartete die Rückkehr der Schwester in großer Sehnsucht. Anfangs im Zimmer, später in der Küche, in welcher Nesi scheuerte, zuletzt auf dem Gange.

Eine Stunde verfloß. Endlich erschien Elise, aber — welch ein Anblick! — im Zustande vollständiger Fassungslosigkeit. Mit bebenden Knien wandte sie in die Küche, ließ sich auf den Sessel neben dem Anrichtebrett sinken und vermochte nur zu sagen: „In sechs Jahren . . .“

Johanna labte sie, suchte sie zu beruhigen, brach aber selbst in Thränen aus, als die Tappere ihr weinend in die Arme fiel.

Elise hatte furchtbar gelitten in der Wechselstube, in welcher ein entsetzliches Gewühl geherrscht hatte, war gedrängt, gestoßen und schließlich verhöhnt worden. Als es ihr nach unsagbarem Bemühen gelungen, einem Kassirer ihre Coupons einzuhändigen, hatte der, — fleghaft, wie sie heute sind, die jungen Leute, — die Papiere angesehen und sie Elisen schmunzelnd und unter dem Gelächter der Umstehenden mit den Worten zurückgegeben: „Kommen Sie in sechs Jahren wieder.“

„In sechs Jahren?“ sprach Johanna erbleichend.

Nesi jedoch, die dem Bericht des Fräuleins aufmerksam und mit einem sehr klugen Ausdruck in ihrem derben Gesicht zugehört hatte, stemmte den Arm in die Seite und sagte: „Ja, — Schneden!“

„Wie?“ riefen die beiden Schwestern, „was meinen Sie?“

„Die Fräulein wer'n halt die böhmischen Papiere haben, die Bodencredit.“

„Böhmische? Das sind die unsern!“ sprach Elise, und Johanna hauchte tonlos: „Ja!“

Beide erstarrten, während ihnen Nesi versicherte, weder in sechs Jahren noch je würden sie für ihre Coupons auch nur einen Groschen bekommen. Die ganze Stadt sei voll von der Geschichte mit den böhmischen Bodencredit, im Extrablatt könne man sie lesen. Damit zog Nesi die letzte Nummer desselben aus ihrer Tasche und präsentirte sie den Damen. Und diese, die geschworenen Feindinnen der Journalistik, überwandten ihren Abscheu gegen jede, irgend einen Namen habende Zeitung und lasen, Wange an Wange gepreßt und vor Erschütterung bebend bis in's Mark, die trostlosen Berichte über die Entwerthung der Papiere der Böhmischen Boden-Creditanstalt.

„Wenn nur Better Julius da wäre!“ sprach Johanna plötzlich mit einem trodnenen Schluchzen.

„Der?“ rief Elise, von Mißtrauen ergriffen. „O Gott, wenn seine plötzliche Abreise nur nicht im Zusammenhang steht mit dieser miserablen Crida-Katastrophe.“

„Dergleichen“, entgegnete Johanna, „dergleichen wollen wir nicht annehmen, — nie. Wir wollen vielmehr . . .“ Sie stockte, sie konnte nicht gleich sagen, was sie wollte; sie fühlte nur, daß man sich regen, daß man etwas thun müsse. Elise war von derselben Empfindung durchdrungen, und so beschloßen die Schwestern, zu dem Grafen Linden, dem Präsidenten einer großen Bank, in dessen Hause Johanna vormals Unterricht ertheilt hatte, zu gehen und ihn um seinen Rath anzusehen.

Gesagt, gethan, sie führten den Voratz aus und waren eben daran, sich mit gebührender Umständlichkeit beim Grafen melden zu lassen, als er ihnen, zum Ausgehen gerüstet, im Vorzimmer entgegen trat.

Der vielbeschäftigte Herr schien auch heute große

Eile zu haben, gab aber nicht zu, daß die Fräulein, wie sie es in edler Discretion durchaus wollten, sich unverrichteter Dinge wieder entfernten. Sie mußten sagen, was sie hergeführt, und hatten kaum die Worte: „Böhmische Bodencredit“ verlauten lassen, als er ausrief: „Was? Sie haben auch Böhmische Bodencredit-Actien?“

„Nur solche, Herr Graf!“

„Ei, ei, das ist böß!“ Er machte ein finsternes Gesicht, nagte ein wenig am Schnurrbart, überlegte und sprach: „Da muß etwas geschehen. Ich bitte Sie, zu warten. Meine Frau und meine Töchter sind leider nicht zu Hause.“

Damit öffnete er, ehe der Diener ihm zuvorkommen konnte, die Thür des Salons und ließ die Schwestern ein; er selbst aber entfernte sich wieder durch das Vorzimmer.

Johanna und Elise hatten sich noch nicht über die Art geeinigt, in welcher sie dem Grafen, der die Weitschweifigkeit haßte, ihre Angelegenheit vortragen sollten, und schon war er wieder da, mit einem Briefe in der Hand, den er Johanna überreichte. Ihren Dank und ihre Fragen schnitt er kurz ab, indem er sagte: „Diesen Brief werden Sie die Güte haben, an seine Adresse zu befördern,“ der älteren Schwester den Arm reichte und die jüngere mit einem einladenden Wink zu folgen erjuchte. Am Fuße der Treppe angelangt, piff er dem Diener, der im Hofe stand, hob die Schwestern in den Wagen, rief: „In die Bank!“, und saufend rollte das Gefährt über das Pflaster.

Johanna versuchte nun zu sprechen: „Da fahren wir! Das ist eine Ueberraschung!“ Elise sagte nichts. Der Wagen hielt vor dem Thore des Bankhauses, der Portier stürzte ihm entgegen. Alle Thüren öffneten sich vor den Ueberbringerinnen eines Schreibens des Herrn Präsidenten an den Herrn Director.

Dieser, Herr Eduard Plöhl, ein kleiner, breiter, feierlicher Mann mit langem, braunem Bart und einer Glase, die sogleich Elisen Vertrauen und Sympathie erregte, weil sie so schön glänzte, empfing die Schwestern in seinem Bureau und bot ihnen Sitze an, auf welche sie sich niederließen, während er den Brief seines Chefs aufmerksam durchstudirte. Nach einer Weile sprach er: „Der Graf empfiehlt mir dringend, mich Ihrer Sache anzunehmen, meine Damen. Mein Rath soll Ihnen bestens zugehen, — bedaure nur den geringen realen Nutzen. Sie haben böhmische Bodencredit-Actien?“

„Ja wohl,“ erwiderte Johanna, „Böhmische Bodencredit-Actien, Herr Director.“

Er sah die Schwestern eine Weile prüfend an; der Antheil, den er ihnen anfangs nur pflichtgemäß geschenkt, steigerte sich und bekam allmählig etwas Inniges, etwas Väterliches.

In der Verhandlung, welche sich nun entspann, legte Herr Plöhl eine unerschöpfliche Geduld an den Tag; er gab auf zehnmal wiederholte Erkundigungen zehnmal dieselben Auskünfte und machte es den Damen endlich klar, daß es nur zwei Möglichkeiten für sie gäbe: ihre Papiere zu behalten und den Verlust des ganzen Vermögens auf die Hoffnung hin zu wagen, daß die Liquidation hintangehalten werden könne, oder sich rasch zum Verkauf zu entschließen und ein kleines, aber sicheres Kapital zu retten. „Ich rathe dringend zum Letzteren,“ sagte der Geschäftsmann, „und zwar rathe ich zum allerdings verlustvollen Umtausch Ihrer Papiere gegen Grundentlastungs-Obligationen.“

„Was Sie uns rathe, das werden wir thun,“ versicherte Johanna.

„Ueberlegen Sie's heute noch, und morgen bitte ich wieder um Ihren Besuch, — mit den Papieren, — wenn Sie sich zum Verkauf entschließen.“

„Und unsere Renten in dem Falle?“ fragte Elise. „Wie würden sie sich zu den bisher genossenen verhalten?“

„Kaum wie ein Drittel zu einem Ganzen“, erwiderte Herr Plöhl.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Schwestern heim.

„Es war ein trauriger, aber ein stolzer Tag“, sprach Johanna. „Mein Glaube an die Güte der Menschen ist neuerdings befestigt worden. . . Dieser Graf! . . . Hast Du bemerkt, wie sein Benehmen gegen uns so gleich viel freundlicher und ordentlich respectvoll wurde, als er vernahm, daß wir in's Unglück gerathen sind? Und dieser Herr Director, ist das ein gewiegter, scharfsinniger Geschäftsmann, und dabei wie theilnehmend und fürsorglich. . . Er hat ein goldenes Herz.“

„Und seine Glase glänzt wie Silber,“ versetzte Elise. „Wir haben unser Geld verloren, aber einen alten Gönner erprobt und einen neuen Freund gewonnen,“ fuhr Johanna fort; „solche Erfahrungen kann man nicht theuer genug bezahlen.“

„Besonders, wenn man's hat,“ meinte die practische Elise. „Wir haben es aber eigentlich nicht. Wir sind jetzt arm.“

„Thut nichts“, entgegnete Johanna, völlig verzückt vor Hoheit der Gesinnung. „Der fromme Maler, Fra

Angelico da Fiesole, nennt arm sein den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfnissen sicher stellt."

"Er wird vermuthlich in seinem Kloster mit Kost und Kleidung versorgt worden sein und dort auch freies Quartier gehabt haben..." Elise sah sich traurig um in der blanken Stube. "Wir — werden unsere liebe Wohnung verlassen müssen."

"Wer weiß!" sprach Johanna. "Es sollte mich nicht wundern, wenn die Hausfrau uns einen Theil des Miethzinses erlasse, sobald sie von unserem Miethgeschick erfährt."

"Wie bringen wir aber das Uebrige herein?"

"Wir fangen wieder an, Lectionen zu geben."

"Wenn wir Jemand finden, der sie nimmt."

"Der Herr Director empfiehlt uns seiner Familie."

"Wenn er eine hat."

"Der Herr Graf verwendet sich zu unseren Gunsten bei seinen zahlreichen Connexionen; es wird uns an Beschäftigung nicht fehlen."

"Aber vielleicht an der Kraft, sie auszuüben. Wir sind nicht mehr jung; wo ist die Zeit, in der wir noch Sechzigerinnen waren?" warf Elise ein.

Alle ihre Bedenken jedoch vermochten nicht, Johanna's Hoffungsfreudigkeit und Zuversicht zu erschüttern. Den ganzen Abend baute sie an ihren Lustschlössern fort.

Am folgenden Morgen allerdings, als sie die Cou-

"Ist's möglich? O Gott!" stammelte Elise, und Johanna, die bisher sprachlos geblieben, legte die flache Hand auf die Brust, hob die Augen zum Himmel und seufzte selig: "Nein, diese Ueberraschung... nein, — die wäre zu groß!"

"Sie werden sich dennoch mit ihr befreunden müssen," sprach der Herr Director, war bereit, einen Eid auf seine Behauptung zu leisten, und sagte endlich, indem er nach der Uhr sah und sich leicht verbeugte: "Sie haben böhmische Papiere, aber nicht die entwertheten, sondern gute, nämlich böhmische Grundentlastungs-Obligationen. Und somit empfehle ich mich Ihnen bestens, meine Damen."

Die sonst so überaus feinfühligem Fräulein verstanden diesen Wink trotz seiner Deutlichkeit nicht. Ihr Jubel hatte sich durch Zweifelsnacht an den Tag gerungen und verlangte sein Recht. Die Schwestern fielen dem Herrn Director beinahe zu Füßen; sie nannten ihn im Taumel einer Dankbarkeit, die er vergeblich als gegenstandslos bezeichnete, ihren Wohltäter, ihre Vorsetzung. Unter Thränen der Begeisterung stellten sie fest, daß er einer der ersten lebenden Geschäftsmänner und der schorrfinnigste Kenner in seinem Fache sei.

Herr Plöhl vermochte kaum, sich Gehör zu verschaffen, um den Damen den Antrag zu stellen, die verfallenen halbjährigen Coupons ihrer Obligationen

und beide Fräulein athmeten erleichtert auf, als es hieß: Niemand zu Hause.

Eine gewisse Verlegenheit, eine Art Beschämung lastete einige Tage lang auf den Schwestern; jezt noch erröthen sie und gerathen in Unruhe, wenn sich das Gespräch in ihrer Gegenwart auf Staatspapiere lenkt. Die Angst, die sie um der ihren willen ausgestanden, ist vor einer zweiten verschwunden, vor der, Vetter Julius könne von der ersten etwas erfahren.

Mögen die großen, geheimnißvollen Götter des Zufalls die zarten Damen vor dem Hohn eines rauhen Ziffernmenschen behüten! Bis heute haben sie es gethan, aber — wer darf gut stehen für morgen?

Radteuf verboten.

Franz von Defregger.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 417.

Das Viehhüten auf einer Alpenwiese ist zwar eine prosaische Beschäftigung, allein es giebt Muße zum Beobachten malerisch ausgezadter Gebirgslämme, farbenprächtiger Alpenblumen, origineller Menschen, welche sich schön und kräftig unter dem Einflusse der reinen Gebirgsluft und der Arbeit entwickeln, sowie zum Betrachten der Thiere, welche man hüten muß. Wilhelm Hoffmann, der bedeutendste und gründlichste Biograph Defregger's, weist darauf hin, daß die Langweile, welche der Knabe Defregger



Die Nacht. Von F. Gesellschaft. — Siehe Seite 427.

verts mit den Obligationen aus der Klasse nahm und, der Ordnung wegen, auch noch die erst in sechs Jahren fälligen Coupons dazu legte, da wurde sie sehr betrübt und weid, und die Schwestern getrauten sich nicht, einander anzusehen auf dem dornenvollen Wege zur Bank.

Dort angelangt, erhielten sie sogleich Audienz bei ihrem huldreichen Beschützer. Johanna überreichte ihm die Werthpapiere und bat ihn, mit denselben nach seinem Gutdünken zu verfahren, während Elise mit nervösem Kopfschmerz ihre Zustimmung anzeigte.

"Das heißt so viel, als Sie sind entschlossen zum Verkaufe?"

"Entschlossen." — "Entschlossen," sprachen die Schwestern nacheinander.

Herr Plöhl gab seinen Beifall zu erkennen, setzte sich, öffnete das erste Couvert, zog Obligation Nummer Eins hervor, — stuzte, sagte lebhaft: "Nu!" und griff nach Obligation Nummer Zwei. Das Verfahren erneute sich bei dieser und bei der dritten, nur daß die Miene des Herrn Directors immer erstaunter, immer heiterer wurde, bis sein Gesicht im Reflex des goldenen Herzens strahlte, gleich einer Sonne in Taschensformat.

"Ja, was wollen Sie denn?" rief er, "Sie haben ja vortreffliche Papiere!... Sie haben ja die, welche ich für Sie kaufen wollte!... Aber bitte, — nehmen Sie Platz," fügte er ganz erschrocken hinzu, als er die Damen erbeben und wanken sah unter dem Eindrucke der unerwarteten Nachricht.

"Vortreffliche Papie..." die letzte Silbe erstarb auf Elisens zitternden Lippen.

"Wie ich Ihnen sage."

einlösen zu lassen. "Dieselben sind nämlich noch nicht abgetrennt," sagte er.

"O, o, — wie so?" fragten die Fräulein.

"Gingegen fehlen die Coupons vom Mai 1890," bemerkte der Herr Director, und offenbar bestrebt, die gute Meinung, welche die Damen von seinem Scharfsinne hegten, zu rechtfertigen, äußerte er die Vermuthung, jene Coupons dürften wohl irthümlicher Weise anstatt der richtigen abgeschnitten worden sein.

Die Betroffenheit, in welche Johanna durch die Aufstellung dieser, nur zu bald als richtig erkannten Hypothese versetzt wurde, ging rasch vorbei, um neuen Ausbrüchen der Bewunderung und des Entzückens Platz zu machen. Ein Weilschen wisperten die Schwestern mit einander, dann traten sie mit völlig verklärten Gesichtern an den Director heran und flüsternten ihm die Bitte zu, die von ihm entdeckten Coupons zu Gunsten seiner Armen einzulösen. Er protestirte auf das Ernstlichste, aber da wurden sie höchst aufgeregt, fochten mit den Händen in der Luft herum, hielten sich die Ohren zu und wollten davon hushen.

"Ihre Obligationen!" rief Plöhl, "meine Damen, was geschieht mit Ihren Obligationen?"

"Bleiben in Ihrer Verwahrung!" — "Sind gut aufgehoben," erwiderten die Fräulein, und — fort waren sie. Sie fühlten das Bedürfnis, zum Grafen zu stürzen, um auch ihm ihren Dank und ihr Glück, besonders aber den Ruhm seines Directors zu verkündigen. Unterwegs, in der freien Luft, verlor ihr Wonnerausch ein wenig, und als sie an der Thür des Grafen anlangten, tippte Johanna zagend an den Schellendrücker,

beim Herdenhüten empfunden haben mag, seine Muße geworden ist. Der kleine Franz sah von seinem schönen Heimathsorte Stronach im Buxerthale aus so oft die schönen Formen und Farben der ihn umgebenden großartigen Dolomiten-Landschaft, daß er selbst auch etwas formen und gestalten wollte. Wo er eines plastischen Stoffes habhaft wurde, und waren es auch nur Rüben oder Kartoffeln, da schnitt er Figuren von Menschen und Thieren aus. Er war überaus glücklich, als er in den Besitz der ersten Bleisieder kam, welche es ihm gestattete, die aus Papier mit der Schere ausgeschnittenen Figuren mit Gesichtern auszustatten. Als er gar mehrere Bleisüße sein eigen nennen durfte, zeichnete er auf allen Wänden des Ederhofes Thiere, Menschen und Berge. In Ermangelung einer anderen Vorlage, bildete er die allegorischen Gestalten einer österreichischen Banknote nach. P. A. Defregger hat in seiner Novelle "Der junge Geldmacher" mit drastischer Laune die Bekennungen des jungen Zeichners geschildert, welcher wegen des Nachahmens einer Banknote der Behörde denunciirt wurde, die freilich sofort die Harmlosigkeit dieses Zeichenversuches erkannte.

Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war Franz Defregger, — er ist am 30. April 1835 geboren, — der Hirt des Ederhofes, dann wurde er Knecht bei seinem Vater. Dieser starb, als Franz zweiundzwanzig Jahre alt war. Der junge Defregger erbt nun das stattliche Bauerngut in der Pfarrgemeinde Döllach. Da er jedoch nichts von jener Geschäftschlauheit besaß, welche beim Veräußern landwirthschaftlicher Producte den höchstmöglichen Nutzen herauszuschlagen versteht, da sich ferner sein reiner, ethischer Sinn gegen übliche geschäftliche Unlauterheiten auflehnte, so beschloß er, seinen Bauernhof zu verkaufen und Bildhauer zu werden. Der Plan, mit einigen Landsleuten nach Amerika auszuwandern, wurde zum Glück durchkreuzt. Defregger verkaufte an einen Vetter das Edergut und zog mit zwei Bekannten, Maurern von Profession, nach Innsbruck. Der Zufall, daß die mitreisenden Landsleute Maurer waren, brachte in einigen Biographien Defregger's die unrichtige Meinung auf, der letztere wäre selbst Maurer gewesen; Defregger hat jedoch nie die Kelle in der Hand gehabt.

(Fortsetzung auf Seite 426.)

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. PAUL C. STÖCK

Theetopf und Kaffeekanne. — Warum sagen wir, nach alter Regel und altem Herkommen, Theetopf*) und Kaffeekanne? Warum sind in der That die Gefäßformen für beide Getränke verschieden, da die Getränke selber doch dem gleichen Lebensbrauche dienen, ihre Handhabung die gleiche ist und somit auch die Gefäße die gleichen sein könnten?

Eine müßige Frage, wird Mancher sagen, und doch ist sie nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Gefäßformen überhaupt, wie es auch immer sein Interesse hat, sich Rechenschaft zu geben von Art und Herkunft der nächsten Dinge, über die wir eben darum nicht nachdenken, weil sie uns so nahe und gewohnt sind.

Das Gefäß für den Tee ist in der That ein Topf, eine breite, niedere, plumpe, gedrückte, kugelförmige Gestalt, die nur Henkel und Ausgüßröhre, die Dille, erhalten hat; das Gefäß für Kaffee entspricht mit seiner hohen, schlanken, nach oben sich verjüngenden Gestalt und dem kurzen, aus-



Leuchter in Bronze.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von E. C. Busch, vormals Paul Stoy & Co. in Berlin. Höhe 20 Cent.



Wandteppich.

Gobelins- und Relief-Weberei in Seide und Metallfäden auf Seidenstamm. Ausgeführt in der Hof-Kunsthandlung von Carl Giani in Wien.

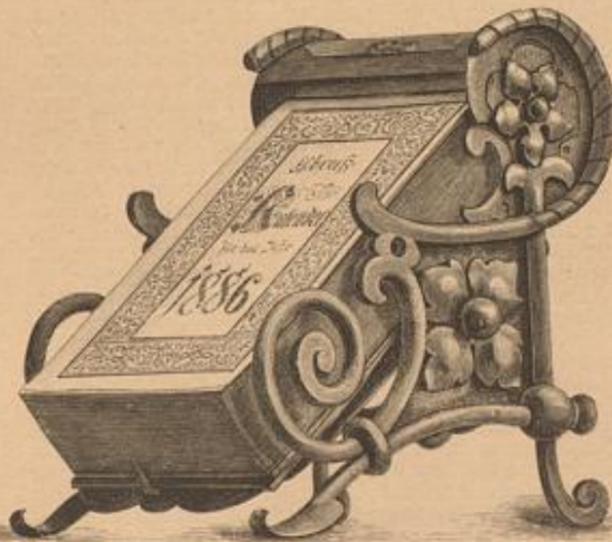


Leuchter in Bronze.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von E. C. Busch, vormals Paul Stoy & Co. in Berlin. Höhe 22 Cent.

gebogenen Ausgüß aus der Mündung so ziemlich dem Begriff und der Form der deutschen Kanne, obwohl man sich bald darüber klar wird, daß Beide nicht desselben Ursprunges sind. Nur die Ähnlichkeit hat die deutsche Bezeichnung auf das Kaffeegefäß übertragen lassen.

Woher nun diese Formen, die wir grundsätzlich verschieden, wie grundsätzlich constant in dieser Verschiedenheit finden, wenn es ja auch oft vorkommt, daß Vermuthung, Gleichgültigkeit, Unkenntniß, Zufall die eine Form für die andere in Gebrauch nehmen, daß



Kalender

mit schmiedeeisernen Gestell. Aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin. Ungefähr halbe natürliche Größe.

arabisch-perfische Gefäßform, — wir sagen nicht arabisch-türkische, denn die Perser sind oder waren das bevorzugte Künstlervolk unter den Muhamedanern. Diese orientalische Grundform der Kaffeekanne ist unten breit, voll und rund, und verjüngt sich nach oben in geschweifter Linie zu schlankem Halse, an den sich einerseits ein senkrechter Henkel, andererseits ein schnabelartiger Ausgüß ansetzt. Die Stelle des Letzteren vertritt auch wohl eine lange, schön gebogene Dille, welche von der unteren Hälfte ausgeht. Ein Deckel gehört mit Nothwendigkeit dazu.

Das ursprüngliche und noch heute im Orient gewöhnliche Material der Kaffeekanne ist Metall, edel oder unedel. Perfische Fayence, ägyptischer rother oder

*) In Norddeutschland sagt man freilich, ganz der äußeren Erscheinung des Gefäßes zuwider, meistens Theekanne.

schwarzer Thon erscheinen erst in zweiter Linie. Das alte, originale chinesische Porzellan kennt diese Form gar nicht, es sei denn in Gefäßen, welche nach persischem Muster und auf persische Bestellung gemacht worden. Solche kommen vor, theils mit, theils ohne Henkel und Ausguföhre; der fehlende Porzellan-Henkel ist alsdann durch einen metallenen ersetzt worden, wie überhaupt die Perser diese, ihnen von China zugekommenen Gefäße mit gravirtem und verzinntem Metall sehr zierlich montirt haben. Die Chinesen haben aber auch in ihrem harten und soliden Porzellan Kaffeekannen mit langer Dille und schön geschwungenem Henkel aus Einem gemacht. Obwohl dies später auf holländische Bestellung geschah, ist doch die arabisch-persische Grundform völlig beibehalten.

So konnte auch der wechselnde Geschmack in Europa diese Grundform nicht vertilgen. Am meisten Gefahr lief sie in England, zumal in den Wedgwood-Fabriken und ihrem verschiedenen gelben, schwarzen, rothen, blaugefärbten, meist unglasierten Material.

In England war eben der Thee so vorherrschend, daß der Kaffee auch nicht zu seinem „formellen“ Rechte gelangen konnte. Er mußte sich mit der Theetopf-Form begnügen und führte daher auch den Namen coffee pot. Anders war es in Deutschland. Hier lebte die orientalische Kannenform ununterbrochen fort, fast als ob der Wechsel des Geschmacks sie nichts angehe. Ein gutes Beispiel dafür bietet die braune Duns-lauer Kaffeekanne, die noch vor vierzig oder fünfzig Jahren in jedem guten Bürgerhause zu finden war, — trotz ihrer Herkunft ein echter Abkömmling orientalischer Gefäßform.

Im Gegensatz zur hohen und schlanken Kaffeekanne ist der Theetopf, wie schon angegeben, in seiner Grundform breit, niedrig und kurz, bowlenförmig nach unten zum Fuhrande sich verjüngend, nicht nach oben, wie die Kanne. Er hat Henkel und Dille und oben, inmitten der breiten Fläche, einen kleinen, flachen Dedel. So können wir ihn in seiner ostasiatischen Heimath auf Jahrhunderte zurück verfolgen.

Die Japaner betrachten solche, künstlerisch noch ganz primitiven, aber in ein hohes Alter zurückgehenden Theetöpfe wie ein Heiligthum und bezahlen sie mit Kartenpreisen. Bei ihren ceremoniellen Theezeiten werden dieselben aus ihrer sorgfältigen und kostbaren Hülle herausgenommen und gehen bewundert von Hand zu Hand.

Als in Europa seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Porzellan-Fabriken entstanden, adoptirten sie alle diese breite, kurze, plattungelige Form des chinesischen und japanischen Theetopfes. Der Rococo-Geschmack änderte an der Form nichts weiter, als daß er allenthalben Henkel und Dille nach seiner Weise leicht hin schweifte. In der malerischen Decoration freilich folgte er ganz und gar seiner eigenen Art: Ornamente, Genrebildchen, Blumen-Decoration, das trug bald alles den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Da kam der antikisirende Geschmack, der im Empire-Stil seine Höhe erreichte. Griechisches Formengefühl, das sich an den Basen gebildet hatte, sollte sich mit chinesischen Grundformen veröhnen. Die Theetopf-Form war aber so ungrüchlich wie möglich. Sie durch eine griechische Form zu ersetzen, ging nicht an; die Basen gaben kein brauchbares Muster. Die Wedgwood-Fabriken versuchten es mit kurzen, gedrungenen, kreisrunden oder ovalen Cylinder-Gestalten, auf deren gerade Seiten sich Relief- oder gemalte Ornamente leicht anbringen ließ. Das wurde in der Empire-Zeit von den Porzellan-Fabriken nachgeahmt, aber die Form, — immer eine Topfform, — blieb plump und unbeholfen. Pariser Fabriken näherten sich noch weiter der Antike, indem sie an die griechische Kraterform Henkel und Dille ansetzten und so ein Zwittergebilde schufen.

Das war Alles umsonst. Als dieser Geschmack verging, trat die chinesisch-japanische Grundform wieder siegreich hervor und warf alle Reminiscenzen von Antike oder Rococo wieder ab. Und heute, da wir es auf die schöne, aber dem Zwecke, der Bestimmung entsprechende Form abgesehen haben, legen wir es nur darauf an, der unzerstörbaren Grundform möglichst Schwung des Contours zu geben. Wir machen sie zur platten Kugel, verjüngen sie ein wenig nach unten oder nach oben, geben dem Henkel, wie der Dille, Schwung und Schweißung, versuchen es so und so. Was wir aber auch thun, welches Material wir nehmen, ob Silber, Britannia-Metall oder Porzellan, — immer bleibt die ursprüngliche, erb- und eigentümliche Grundform, der Theetopf.

J. v. Falke.

(Fortsetzung von Seite 424.)

Professor Stolz in Innsbruck prüfte die Begabung Defregger's und brachte den „schönen und liebenswürdigen Kunstjünger“, wie er ihn nannte, zu Piloty nach München. Dieser ließ den jungen, lerndürstigen Tiroler in die Vorbereitungs-klasse der Akademie eintreten; auch übte sich Defregger im Zeichnen in einer Privatschule. Nach einem Jahre wurde er in die Akademie selbst aufgenommen. Da ihm jedoch das Münchener Klima nicht behagte, zog Defregger nach Paris, wo er über ein Jahr verweilte. Ohne als Ausländer in die Akademie aufgenommen zu werden, setzte er in der französischen Hauptstadt seine Studien fort und bildete seinen Geschmack aus.

Von Paris nach München zurückgekehrt, fand er hier den Director der Akademie, Piloty, nicht und reiste in seine Heimath, wo er auf der Alm Studien und Bildnisse aller Verwandten und Bekannten malte. Launig bemerkt Karl Stieler in einem Lebensabriß seines Freundes, daß man damals in Pustertale einen echten Defregger um vier Gulden bekommen konnte. Im Jahre 1864 kam Defregger abermals nach München, und zwar in die Schule Piloty's; vier Jahre darauf malte er schon Bilder, welche seinen Weltruf begründeten.

Warum Franz Defregger der populärste Maler der Gegenwart geworden ist? Nun, er stellte immer das Edelmenschliche in herzogwinnder Weise dar; die Gestalten seiner Bilder sind durchaus dem Leben abgesehen, sind scharfgeprägt in ihrer Individualität und nie trivial. Die Gefühlsregungen, welche er so wahr und packend schildert, sind eines harmonischen Widerhalls im Herzen des Beschauers immer sicher. Defregger's Gestalten sind so, wie er: edel, liebenswürdig, gemüthvoll, allem Gemeinen fernstehend. Der Stoff seiner Bilder ist stets vornehm, einfach, sich selbst erklärend, der Wirkung auf das Gefühl gewiß; und die Ausführung ist sorgfältig, naturtreu, scharf in der Charakteristik. Seine historischen Genrebilder gewinnen unsere volle Theilnahme durch die innige Verschmelzung des idealen Stoffes und der realistischen, oft tief ergreifenden Durchführung desselben.

Ein jedes seiner Bilder sieht mühelos geschaffen aus, und doch ist dies nur eine Folge der fleißigsten Studien und eifriger Beobachtung. In jedem Sommer verweilt Defregger mehrere Wochen lang in seiner Wochthütte auf der Dölsbacher Alm und

malte dort Studien und Skizzen. Nach einer Mittheilung seiner anmuthigen Gattin behält jedoch das Gedächtniß des scharf beobachtenden Künstlers die empfangenen Eindrücke so treu, daß es den sichersten Nachhalt für die Wahl der Stoffe und für die Charakterisirung seiner lebensfrischen Gestalten bildet.

In dem Blochhause auf der Dölsbacher Alm malte Franz Defregger auch allerliebste kleine Bilder, deren bisher öffentlich noch keine Erwähnung geschah. Sie sind wie gemalte Gelegenheits-Gebichte, welche seiner jungen Gattin gelten. Der Gegenstand liegt fernab vom Stoffkreise der Genrebilder Defregger's. Bald stellen sie einen Eros dar, welcher mit einem großen Briefe unter dem Arme und mit einem Strauße aus Alpenrosen liegend fernab vom Stoffkreise der Genrebilder Defregger's. Bald stellen sie einen Eros dar, welcher mit einem großen Briefe unter dem Arme und mit einem Strauße aus Alpenrosen liegend fernab vom Stoffkreise der Genrebilder Defregger's. Bald stellen sie einen Eros dar, welcher mit einem großen Briefe unter dem Arme und mit einem Strauße aus Alpenrosen liegend fernab vom Stoffkreise der Genrebilder Defregger's.

Defregger wohnt in einer mit seltenem Geschmack erbauten und ausgestatteten Villa in der Königinstraße zu München. In den prächtigen Gesellschaftsräumen dieser Villa versammelt sich in den Wintermonaten jeden Montag Abend eine ausserordentliche Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern, Tonbildern, Diplomaten, Sängern und Schauspielern. Noch im letzten Frühjahre las hier Karl Stieler, der so jah' dahin geraffte Dichter, sein damals noch ungedrucktes, gemüth- und poesiereiches Winter-Idyll vor, und Graf Philipp Eulenburg sang einige seiner selbstgedichteten und selbstcomponirten Staldengänge, die von einer hohen Begabung Zeugniß ablegen und von ergreifender Wirkung sind. In den Gesellschaftsräumen der Villa Defregger hängt u. A. ein wunderbar gemaltes Selbstbildniß des Künstlers, welcher auch als Portraitmaler einen sehr hohen Rang einnimmt.

Im Ganzen hat Defregger zweihundert Genrebilder und Portraits gemalt; es erweist dies eine erstaunliche Produktionskraft, wie sich überhaupt die künstlerische Leistungstüchtigkeit Defregger's sehr rasch entwickelt hat.

Franz Defregger ist ein Mann von herzogwinnder Liebenswürdigkeit, von geistiger Frische, Güte, Bescheidenheit und von der regsamsten Theilnahme für alles ideell Bedeutende. Für die Vortrefflichkeit seines Herzens spricht folgende Thatsache. Jüngst hörte der Künstler, der bekanntlich Professor an der Münchener Akademie ist, von einem Schüler derselben, welcher wegen Mangels an Mitteln seine Laufbahn aufgeben und zum Handwerk zurückkehren wolle. Um dem begabten Kunstjünger zu helfen, kaufte Defregger ein Bild desselben um eine bedeutende Summe, obwohl der Vorwurf des Gemäldes ungenießbar ist und die technische Tüchtigkeit mit der stofflichen Greltheit nicht auszuühnen vermag. Selbst reich geworden, unterstützt er, wo er kann, seine mit Entbehrungen ringenden Kunstgenossen. Defregger ist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch als Mensch durchaus gesinnungsvornehm und charakteredel, so daß er sehr viele Freunde und keinen Feind besitzt.

Adalbert Svoboda.

Nachdruck verboten.

Weihnacht in Rio de Janeiro.

Von Julius Jenke.

Weihnacht, du lieblichstes aller Feste, du frohliche, selige Zeit für den, der dich im Kreise der Lieben verbringen kann, — du wehmüthigster aller Tage für den, der dich allein in der Fremde verbleibt!...

Mit Bangen hatten wir in der brasilianischen Hauptstadt die letzten Abende vor dem Feste die auffallende Röthe des westlichen Himmels beobachtet, die untrügliche Vorboten heißer Tage. Düstere und düstere färbte sich mit dem Sinken des Abends das Stuhmeer des Tropenhimmels, bis nur noch einzelne blutige rote Lichtwellen die in fahles Grün und Violett getauchten Dunststreifen des Horizontes durchjudeten, die Stelle verlassend, wo der Feuerball in's Meer gesunken war. Der 21. December ist ja der längste Tag jenseits des Aequators, wie er der kürzeste der nördlichen Hemisphäre ist, und wie im lieben Deutschland der Winter erst recht gegangen kommt, sobald die Tage anfangen länger zu werden, so markirt im Süden die festa do Nascimento (Weihnacht) den Beginn der heißen, bis Ende März andauernden Jahreszeit.

Ja war gerade acht Tage vor Weihnachten, von den deutschen Colonien im Süden kommend, wieder in Rio de Janeiro angelangt. Eben recht, wie ich dachte, mir die Vorbereitungen noch mit ansehen zu können, welche Brasiliens Hauptstadt für das Fest traf. Nüchtern gesagt, um mit anzusehen, daß nur die Fremden Vorbereitungen trafen, deren Heimath weit da drüben, im Norden der schneebedeckten Alpen, liegt.

Was ist dem Brasilianer Weihnachten? Es geht ihm vorüber, wie die paar Dutzend anderer Kirchenseite seines Kalenders. Ihm steht der Marien-Cultus und demzufolge das Fest Nossa Senhora da Candelaria (Mariä Lichtmehl), die vornehmste Kirchenfeier des ganzen Jahres, weit höher, als die Ankunft des Erlösers. Etwas logo de China (Feuerwerk), das übrigens nicht nur nach Dunkelwerden, sondern schon am hellen Tage an allen Ecken und Enden der Stadt in die Lüfte knattert, und eine Extra-Schüssel beim Mittagmahl, — das ist Alles. Den Beschluß des Tages macht die nächtliche missa do gallo, die Hahnmesse, so genannt, weil sie bis zum ersten Hahnenschrei am grauen Morgen dauert. Welcher Contrast zwischen der Gedankenlosigkeit solch nächtlicher Missa-Komödie und der Andacht einer deutschen Christmette! Vediglich um sich die warme Nacht amüßant zu vertreiben, zieht man von Kirche zu Kirche, die Alten, genau ebenso wie am Tage ihre Neugierigkeiten austauschend, die jungen Burche, um im Schutze der Dunkelheit den Mädchen allerlei lose Streiche anzuthun.

Und die Kinder? An welchem Tage im ganzen langen Jahre dächte ihr kleines Herz nicht wenigstens einmal unter wonnigen Gefühlen an die Christnacht, d. h. in Deutschland; sie gehen ganz leer aus in Brasilien. Kinderpielzeug ist dem Brasilianer fremd. Er selbst hat in der Jugend nicht gespielt,

und so bleibt auch bei seinen Nachkommen der Sinn für die taufend Kleinigkeiten ungeweckt, an denen unsere Kleinen spielend die ersten Anschauungen gewinnen.

Wen könnte es unter diesen Umständen befremden, die Physiognomie der Hauptstadt in den letzten Tagen vor dem Feste kaum einen Zug anders aussehend zu finden, als das ganze Jahr hindurch? Nur wenige Verkaufs-Magazine, und unter diesen kaum zwei oder drei von Einheimischen betriebene, verrathen in diesen Tagen mit ihrer etwas absonderlichen Ausstellung das Herannahen der gnadenbringenden Weihnachtszeit. Besonders in der Rua dos Oarivos und in der Rua da Candelaria, auch unten am Hafen, in den kleinen Außenläden der Markthalle, haben sich die Kurzwaaren-Handlungen, die zugleich die bruno-deiras allemás (deutsche Spielwaaren) führen, etablirt. Unter Allen aber fiel die loja (Laden) eines Deutschen in der Rua da Quitanda auf. Der ganze Raum bis hinaus auf die Straße war so ausschließlich mit dem heimathlichen Sommerberger und Nürnberg's Spielzeug vollgepfropft, als hätte den Mann sammt seiner loja, so wie sie da stand, der Wind direct aus einem deutschen Weihnachtsmarkt hier in die Tropen geweht; da war auch nicht ein Stück anderen, als deutschen Ursprungs.

Seinem Magazin wurde auch fleißig von den Eltern der in Rio ansässigen deutschen, schweizer und englischen Familien zugesprochen. Da tritt so ein blonder Familienvater ein. Er hat keinen Schnee abzusütteln, sein Eis von den Haken zu klopfen. Aber der Schweiß riefelt ihm warm unter dem Strohhute hervor, während er um ein großes Schaufelpferd handelt, dessen Lacküberzug von der Hitze sehr bedenklich klebrig geworden ist. Erstreckend lagert die Schwüle auf der Straße; noch modriger als draußen riecht es in dem dumpfen Magazin. Durch die offenkundige Thür dringt der monotone Ruf der halbnaekten Zeitungsjungen und Lotterielos-Bekäufer, und die heimathlichen Dreiborgellänge erregt das Farben- und Geigenrio, das von zwei geklumpften jungen Italienern und einem schmutzigen Negerjungen ausgeführt, aus dem gegenüberliegenden Café schallt.

Wer in Rio das Geld nicht allzu ängstlich anzusehen braucht, der kann bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein „deutsche“ Weihnacht feiern. Zu haben ist Alles, was nach unseren Gebräuchen einmal dazugehört, — nur kein Tannenbäumchen und kein Schnee! Das Eis kann man nicht einmal als dritten fehlenden Factor hinzurechnen, denn für hundert Reis (achtzehn Pfennige) per Kilo liefert einem jede der vier oder fünf fabricas de gelo so viel oder wenig von den trystallhellen Eiszapfen vor die Hausthür, als man wünscht. Die substantielleren heimischen Weihnachtsgenüsse aber, ich meine unsere guten nordischen Gewaaren, sind alle in reicher Auswahl zu bekommen. Besonders frisch in denjenigen cliphandler-Geschäften, denen vertragsmäßig die Berprovisionirung der großen deutschen und englischen Dampfer obliegt. Da sind echte Emmenthaler Käse, so groß wie ein Wagenrad, der Dipe wegen in eine dünne Weißblechhülle eingelöthet, Hamburger braune Kuchen, Antwerpener Dreegebäck, englische Biscuits, Lübecker Marzipan, geräucherter Kale, Gothaer Burs, — und sogar rothbackige Weihnachtsäpfel, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, wie man in Deutschland die Drangen zu Markte bringen sieht, und endlich Wachslichter für den Baum. Zu haben ist also Alles. „Aber fragt mich nur nicht wie?“ So ein Apfel z. B. kostet hundert bis dreihundert Reis (achtzehn bis vierundfünfzig Pfennige), und dabei hat er durchaus nicht das köstliche Aroma eines nordischen Apfels. Ein eigenthümlich strenger, roher Beigeschmack verräth nur zu deutlich die noch so junge Cultur seiner heimathlichen Erde, der argentinischen Republik.

Wo nimmt man denn aber die Bäumchen her, ohne die keine richtige Weihnacht zu denken ist?

Das ist freilich in Rio eine schwere Frage! Unseren deutschen Landsleute weiter im Süden oder oben auf den Plateaus der Serra hat es die Natur bequemer gemacht. Dort überall wächst die spindelförmige Araukarie mit ihren breiten, weichen Nadeln. Freilich ist das keine deutsche Tanne; indeß kommt ihr Total-Eindruck immerhin demjenigen unserer Coniferen ziemlich nahe. In der Gegend um Rio aber findet sich die Araukarie, der pinheiro der Brasilianer, nur in Ziergärten, und der deutsche Familienvater, der am heiligen Abend etwas dem Christbaum Ähnliches auf dem Tische haben will, muß schon selbst zu Leimzweig, Latten und grünem Papier greifen und etwas „Schöpfer“ spielen.

Auch in dem Kreise der deutschen Familie, in deren Mitte sich den heiligen Abend verlebte, strahlte hell der Weihnachtsbaum. Und noch dazu hatten wir einen sehr schönen: eine lebende kleine, im Kübel gezogene Araukarie. Freilich war sie, wie alle Zimmerbäume, etwas schief, dem Lichte des Fensters entgegen gewachsen. Mittels einer beigebundenen Bambusstange war diesem Nebelstand indeß abgeholfen worden, und nun wurde das Bäumchen mit englischen Biscuits, einheimischen Confeitos, argentinischen Keffeln und Lissaboner Kastanien und Nüssen prächtig herausgeputzt. Schließlich kamen die farbigen Wachslichter; aber wir hatten unsere liebe Noth mit ihnen. Die Dinger wollten und wollten nicht aufrecht stehen: wie weichgekochte Maccaroni legten sie sich um. Für derartige wenig weihnachtliche Temperaturen, — das Thermometer zeigte 24° N. im Schatten, — hatte sie offenbar der deutsche Wachszieher nicht berechnet.

So kam der Augenblick der Bescherung heran. Jubelnd sprang der kleine, blondlockige Carlo in seinem leichten Röckchen umher, hieb auf seine Nürnberg's Trommel ein und zertrat da und dort in seiner übergroßen Freude unversehens eine Kanone von der hölzernen Schachtel-Artillerie, die er rings um den Baum an der Erde aufgestellt hatte. Tags zuvor hatten wir uns von dem eben frisch aus Europa eingelaufenen Hamburger Dampfer „Petropolis“ echtes nordisches Schwarzbrod verschafft, wie es an Bord aller deutschen Dampfer stets frisch gebaden wird. Dazu hatten wir Schinken und nordische Fischwaaren, und so erinnerte denn bei unserer Abendmahlzeit nichts an die sechzehnhundert Reilen Entfernung von Deutschland, als die — Ananas-Bowle. Die Weihnachtszeit ist in Brasilien die rechte Erntezeit der Ananas. Ihr Preis sinkt um diese Zeit auf hundert Reis herab, und diese köstliche Frucht im Vereine mit der Banane ist wohl geariet, den Europäer die Früchte der alten Welt vergessen zu lassen.

Bald erscholl lustiges Gläserklängen in unserem Kreise, und aus sechs frohlichen Rehlen tönten deutsche Lieder in die Nacht hinaus. Selbst die italienischen Straßenarbeiter, die schon seit dem Nachmittage unten in dem schmutzigen Hofe unter betäubendem Lärmen und Fluchen „Mora“ spielten, hielten mit ihrem Gezeier ein. Verwundert lauschten sie dem Gesänge. Was wissen die Italiener auch davon, wie einem Deutschen am heiligen Abend zu Muthe ist?

Längst hatte der Signalschuss des Fort Santa Cruz mit hundertfältigem Echo über die Bai gedöhnt, die neunte Stunde und damit zugleich die Hafenperre verständig. Es war Zeit, zur Ruhe zu gehen. Wir traten noch einmal an's Fenster. Die Seebrise streicht Nachts landeinwärts, und wir genossen sie nach dem heißen Tage in vollen Zügen. In langen Intervallen drang das Geräusch der Brandung herauf, wie die überflippende Dünung den Quai entlang donnerte, — tacmäßig, wie das schwere Athmen einer Riesendrüse.

Kein Leben ringsum. Nur die Lichter des Fort Santa Cruz, die den Eingang der Bai markiren, blinkten noch über die schwarze Wasserfläche herüber. Weit über die Lichter hinaus, — dort, wo jetzt die Schleier der Nacht auf der See lagerten, lag das Cabo frio, die große Landmarke für die Rio-Fahrer. Und noch weiter, immer weiter in derselben Richtung lag die deutsche Heimath! Dann und wann schwirte uns, vom Lampenlicht hereingelockt, ein großer Nachtfalter um die Köpfe.

Es war elf Uhr; drüben mußten sie also schon die dritte Morgenstunde haben. Sie schlummerten wohl jetzt daheim, dicht in ihre Federbetten vergraben, dem grauen, eissigen Wintermorgen entgegen. Ob wohl eine Seele im Traum herüberdachte?

Leise trieb da oben der von der See aufwallende Dunst über Orion's glühenden Gürtel hinweg; weiterhin flimmerten die Pleiaden, wie ein hingefallenes Häutchen Diamanten:

Heilige Nacht! Mit goldenen Fäden
Web'n die Sterne über mir.
Nieder sie zur Erde grähen, —
O, ihr Sterne, jaget mir:
Bringt ihr Grüße von den Lieben,
Die da oben, die da drüben?



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Hamburger Dom. Von Hans Bartels. Siehe das Bild, Seite 420 und 421. — Lustig wirbelnde Flocken in der Luft, knarrender Schnee unter den Füßen, fröhliche Gesichter, denen man die Freude ansieht, Freude zu bereiten, — bunt glühende Buben voller Herrlichkeiten und schneebelastete Tannen, die des Lichterschmuckes harren, — das Alles lockt uns, einmal den „Dom“ zu besuchen, wie der Hamburger seinen Weihnachtsmarkt nennt. Diese Benennung stammt noch aus uralter Zeit und von der Sitte, den Weihnachtsmarkt in den Hallen des alten Domes abzuhalten. Dieser leider 1806 abgebrochene Dom, der bereits im Jahre 811 gegründet sein sollte, mehrfach von Sueden und Wenden zerstört und zuletzt im Jahre 1106 vom Grafen Adolf von Schauenburg wiederhergestellt worden war, stand an der Stelle des jetzigen Johanneums, und in der an der Nordseite der Kirche gelegenen Halle wurde der Christmarkt abgehalten. „Dieser Markt“, schreibt der Domherr F. J. V. Meyer in seinem „Bild auf die Domkirche in Hamburg“ vom Jahre 1804, „ist ein Ueberrest aus den ältesten Zeiten und der Rechte des Domstiftes. Schon zur Zeit des Papstthums ward über diese Entweihung des zur Krämerbude verunstalteten Gotteshauses bei dem Erzbischof oft Klage geführt, der dann mit Bulle und Bann gegen die Käufer und Verkäufer sein oberhirtliches Amt verrichtete, die immer wiederkehrenden Händler aus der Kirche trieb und die Wechsellische umtrieb.“ Weiterhin erzählt der würdige Domherr: „Die Kirche und die Markthallen sind in dieser Zeit der Tummelplatz des Rathswillens und Gedränges der untersten Volksschichten, die durch die Kanzen der Soldaten oft mit Nachdruck gebändigt werden müssen. Auch ist der Dommarkt die Zeit offener Fehden gewisser Künstler, Fabrikarbeiter und dergleichen. Bis dahin schlief ihr Groll des ganzen Jahres, und nun erfolgten förmliche, oft Tage vorher bekannte Ausforderungen von Zunderbedeckten, Schlächtern, Brauern u. s. w. An dem breiten Stein inmitten der Kirche, — so wird in der Volkssprache das Grabmal der Grafen von Schauenburg genannt, — trafen die streitbaren Parteien zusammen, rauchten und balgten sich mit den abgerissenen Stangen der Marktbuden und gingen mit blutigen Köpfen auseinander. . . . Friedlicher, aber auf diesem Plage nicht minder unaufrichtige Scenen sieht man noch jetzt in der Domzeit auf den Gräbern der alten Schirmvogte Hamburgs: Garküche haben sich auf dem breiten Stein gelagert und bieten hier frisch an Ort und Stelle gefottene Schweinswürste mit Branntwein und Punsch feil.“

Des Weiteren sagt der Domherr, daß der Christmarkt so gar sehr seine Bedeutung als Fests der Kindlein verliere und sich die Buben mehr und mehr mit den Artikeln des Luxus und der Mode füllten. Was würde er sagen, wenn er den Dom in seiner jetzigen Gestalt sähe! Die alte Domhalle ist verschwunden, und infolge dessen, sowie auch bedingt durch das rasche Wachsthum der Stadt, ist aus dem einen Christmarkt eine ganze Anzahl großer und kleiner Weihnachtsmärkte entstanden, von denen die bedeutendsten augenblicklich auf dem großen Neumarkt und dem Pferdemarkte stattfinden. Nach unseren modernen Anschauungen, entgegen denen des würdigen Domherrn, sind Luxus und Mode dem Hamburger „Dom“ länger fern geblieben, als dem Weihnachtsmarkt irgend einer anderen großen Stadt, und noch bis vor etwa dreißig Jahren hatte der Dom sich ein ganz originelles Aussehen bewahrt. Da gab es nur Kluden- und Spielzeugbuden, und ganz selten einmal ließen sich Gaukler, wilde Weisen oder Naturwunder sehen. Die ganze übrige Herrlichkeit lag auf Karren ausgebreitet, auf denen qualmende Dellampen und Talglücker die Beleuchtung ausmachten. Diese Karren standen auch in den an den Markt angrenzenden Straßen, und die Verkäufer überboten sich im Anpreisen der Waaren. Die Kleinen, in die Erde gedrückten Kinder, die so schlägig ihr: „Wihnachtslicht, Wihnachtslicht!“ ertönen ließen, erweckten besonders die Sympathie der Käufer und wurden oft gut bezahlt, bis sich die Speculation auch dieser Industrie bemächtigt hat und neuerdings, um Mitleid zu erregen, die erbärmlichsten Jammergehalten auf solchen Posten aufstellte. Doch fehlt es auch heute nicht an echtem Glanz auf dem strahlenden Weihnachtsmarkt, und man findet wohl Gelegenheiten, ungeheuchelter Armuth Gutes zu thun.

Die Nacht. Von F. Gesslshap. Siehe das Bild, Seite 424. — Nicht die finster dräuende, Unheil im Schoße bergende Nacht sehen wir vor uns, nicht die Mutter der Mühsal, der Furcht und der Klage, sondern die milde, gütige Wohlthäterin der Menschen, deren Nahen wir nach fleißigem Tagewerke freudig begrüßen, und der wir, vom erquickenden Schlummer erwachend, ein dankbares Gedenken erweisen. Wohl entlehnte der Künstler von der dämmernden Nacht der Alten den lang herabwallenden Schleier, aber über gar liebliche Gestalten fließt er hernieder, Voll innigen Ver-

trauens haben die Kleinen ihre Wangen an die Brust der Beschützerin geschmiegt, sanft geht ihr Athem, und wohnige Traum-bilder durchweben ihren Schlummer. Mit scharfem Auge späht der eine der Wächter in das vom Mondlicht schwach erhellte Dunkel; sein Kant, kein Zeichen drohender Gefahr entgeht seinen scharfen Sinnen. Sein Gefährte ihm gegenüber hat eben in's Horn gestoßen und erhebt nun den schallenden Ruf, welcher die von ruhigem Schlummer umfangenen nicht stört, dem aber, der die Sorgen des Tagewerkes, des Lebensstampfes mit auf die Lagerstatt genommen hat, die Mahnung giebt, es genug sein zu lassen des Grübelns und den Stunden des vom Ewigem eingelegten Friedens ihr Recht zu gönnen: „Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht ein heiter Aug' die ganze Nacht.“

Troisch's Farben-Lichtdrucke. — Die im vorigen Jahre zu Berlin in's Leben gerufene „Vereinigung der Kunstfreunde“, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, hervorragende Kunstwerke der königlichen National-Gallerie in dem von Ad. O. Troisch erfundenen Farben-Lichtdruckverfahren weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat bisher acht Kunstblätter publicirt: Passini; Choherren in St. Peter; Desregger; Der Salonticoler; Gebler; Kunsttritter in der Stalle; Kröner; Derblandschaft mit Hochwild; Gabriel Max; Jesus heilt ein krankes Kind; Sotelmann; Testaments-Eröffnung; Andrea's Achenbach; Holländischer Hafen; Steffel; Muttertute mit Fohlen. In den Räumen der National-Gallerie unter Aufsicht des Directoriums hergestellt, genügen diese trefflichen Copien allen innerhalb der naturgemäßen Grenzen der Technik zu stellenden Anforderungen in ausgezeichneter Weise; sie bieten die Erinnerung an das Original mit der vollen Irene des photographischen Nachbildes, in derjenigen Reduction der Farbenwirkung, welche die veränderte Größe bedingt. Die Kunstblätter eignen sich sowohl zu Mappenwerken, wie zum Wandschmuck; deshalb werden auf Wunsch auch elegante Mappen (M. 18), Goldrahmen (M. 20) und schwarze Rahmen (M. 15) geliefert. Jährlich erscheinen vier bis sechs Bilder, unter welchen dem Mitgliede für seinen Jahresbeitrag (M. 20) die Wahl eines Bildes freisteht. Auch können die von der „Vereinigung“ hergestellten Bilder, zum gleichen Preise für das Exemplar, in beliebiger Anzahl erworben werden.

Weihnachtsbücher.

Jenes Epos, mit welchem Felix Dahn einst den Grundstein zu seinem Dichterruhme gelegt, das dem jungen Poeten den froh ermunternden Beifall Friedrich Rückert's eintrug, „Harald und Theano“, liegt in einer neuen Pracht Ausgabe vor Leipzig, (geb. M. 20). Dahn's reine, echt deutsch empfindende Muse hat uns seitdem mit vielen anderen Gaben erfreut, aber neben den Schöpfungen des gereiften Dichters hat sich sein Erfindungsgeist stets ebensüchtig behauptet. Die marlige Kraft des Ausdrucks, die tiefe, warmblühige Empfindung, die edle Form, in welchen die Eigenart des Dichters sich bekundet, sie gelangten zur schönen Erscheinung bereits in jenem Epos, das uns so ergreifend vom Leben und Sterben des nordischen Jünglings erzählt. Dem Griffel des Künstlers ward fürwahr hier ein ergiebiger Vorwurf geboten, und so bricht sich denn in den Zeichnungen, mit welchen Johannes Gehrt's die Dichtung begleitet, pudend der Geist derselben aus: neben zahlreichen Text-Illustrationen neun große Kunstblätter, welche die hervorragenden Phasen der Handlung pudend veranschaulichen. Die ganze Ausstattung hat das Gepräge künstlerischer Vornehmheit.

Die drei berühmtesten Sammlungen von Dialekt-Dichtungen Karl Stieler's, „Weil's mi freut“, „Dabi's a Schreiß“ und „Am Sannabend“ bietet, unter dem Titel „Drei Buschen“ zu einem eleganten Prachtbande vereinigt, der Verlag von A. Bong und Comp. zu Stuttgart (geb. M. 12). Die Dichtungen selbst sind bekannt, und jede von ihnen ist seiner Zeit in diesem Blatte eingehend gewürdigt worden; einen besonderen Schmuck aber haben sie hier durch die Illustrationen von Hugo Engl erhalten. Dem Künstler ist es treffend geglikt, sowohl den schalkhaften Humor, als den ergreifenden Ernst, wie sie in den Schöpfungen Stieler's zu Tage treten, zum Ausdruck zu bringen. Gleich dem Dichter offenbart er sich als ein genauer Kenner des oberbairischen Volksthum's und läßt dasselbe auf das Glücklichste in zahlreichen Abbildungen sich wiederpiegeln. Die Titelseite des Buches schmückt das Portrait Karl Stieler's, von einem Genius bekrönt, und darunter erblickt man das Haus am Ufer des Tegernsee's, wo der Dichter so manchen seiner herrlichsten Geränge geschaffen hat.

Der Verlag von D. Gefenius in Halle reicht die Fortsetzung der im vorigen Jahre begonnenen „Ausgewählten Werke von Charles Didens“ in des Dichters berühmtestem Buche: „Die Vidwidier“ (2 Bde., geb. M. 9). Die Ausstattung ist von derselben eleganten Gegebenheit, wie die früheren Bände, und auch hier sind nach den englischen Originalen einige scherzhaftige Abbildungen beigelegt. Die Uebersetzung, gerade in diesem Werke von besonderer Schwierigkeit, da eine so große Anzahl von Personen im Volkstöne redet, ist vorzüglich gelungen.

Eine im hohen Grade fesselnde Erzählung widmet der reiferen Jugend Reinhold Werner in seinem „Drei Monate an der Sklavenküste“ (Stuttgart, Richter u. Knapp, geb. M. 6). Einige Abbildungen vom Marinemaler F. Lindner veranschaulichen pudend die Hauptmomente der spannenden Handlung. — An das weniger vorgeschrittene Alter wendet sich Marie Veeg mit ihrer sinnigen Erzählung „Junge Freunde“ (geb. M. 5), welche die Dichterin selbst mit einigen hübschen Bildchen illustriert hat; auch im Portrait stellt sich die Verfasserin ihren kleinen Lieblingen vor. Eine nicht minder hübsche Gabe sind derselben Autorin „Blüthen und Aehren“ (M. 3), ein Strauß kleiner, gefälliger Erzählungen. — Die herangewachsene weibliche Jugend wird mit Spannung „Unter'm Schnee erblüht“ von Clementine Helm lesen (geb. M. 3), eine gemüthvolle Erzählung aus dem Salzburger Lande, der ein zierliches Titelbild beigegeben ist.

„Aus dem Paradiese der Kindheit“ weiß Onkel Hans gar anmüthig zu erzählen (Cuedlinburg, Bieweg, geb. M. 3). Eine Schar munterer Dorfster wird in ihrem Thun und Treiben vorgeführt, und zwischen diese Scenen ländlichen Lebens flechten sich kurze Geschichten und Märchen ein. Die von hübschen Bildern begleitete Erzählung bildet den zweiten Theil des im vorigen Jahre erschienenen Buches „Pastors Kinder auf dem Lande“, doch ist sie auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Eine kleine Bibliothek humorvoller, prächtig illustrirter Schriften hat das junge Volk dem Verlage von Weigner und Buch in Leipzig zu danken. In „Fragemäulchen“ (geb. M. 5) bietet

Julius Lohmeyer ein lustiges Frage- und Antwortspiel zwischen Mutter und Kind, das Carl Köhling mit siebzig Bildern begleitet. Derselbe Autor schuf, vereint mit Frida Schanz, das nicht minder ergötzliche Büchlein „Unser Hausglück“ (geb. M. 6), von Wol-demar Friedrich durch fünfundsiebzig Bilder illustriert. Den von Julius Kleinmichel in fünfzig Abbildungen dargestellten „Kinderhumor“ (geb. M. 4,50) mit munteren Versen zu begleiten, rief Julius Lohmeyer Johannes Trojan zur Hülfe, und der Mitarbeiter mehrerer anderer Poeten bedient er sich in dem „Tollen Buch“ (geb. M. 4,50), in welchem R. A. Jaumann's Künstlerhand eine Menge der seltsamsten Abenteuer, deren Helden die verschiedensten Dinge und Geschöpfe sind, zum besten giebt. Demjenigen, die nicht mehr mit Bildern und Verschen zufrieden sind, sondern schon eine „Geschichte“ lesen wollen, bieten sich zwei Werke dar, in denen Julius Lohmeyer allein als Verfasser oder vielmehr als Bearbeiter auftritt: „Kater Murr's Tagebuch“, nach G. L. A. Hoffmann launig erzählt und von Fedor Flinger mit fünfzig allerliebsten Bildern begleitet (geb. M. 5), und „Robinson“ (geb. M. 4,50), dessen wunderbare Erlebnisse Carl Marr durch achtundvierzig farbenprächtige Blätter erläutert. Um die Lohmeyer-Bibliothek vollständig zu machen, erwähnen wir noch, daß die von dem lebenswürdigen Poeten herausgegebene „Deutsche Jugend“, seitdem sie in den neuen Verlag übergegangen ist (Berlin, Simion, pro Quartal 3 Hefte, M. 3), sich des Schmuckes farbiger Abbildungen erfreut, die natürlich in den Augen der jungen Welt den Werth der trefflichen Schrift noch bedeutend erhöhen.

„Goldene Jahre“ führen Rudolf Geißler und Johannes Trojan, der eine in humor- und posseerfüllten Abbildungen, der andere in sinnigen Versen, vor (Nürnberg, Amersdorffer, geb. M. 3,60). Die anmüthigen Blätter, die zum größeren Theile um ein effectvolles Hauptbild noch Gruppen reizender kleiner Nebenfiguren rauten, bringen in stufenweisem Vorschreiten die Entwicklung der Jugend zur Anschauung, von jener Zeit, da der Storch dem glücklichen Hause das ersehnte Geschenk gebracht, bis zu den Tagen, da das „Kraulein“ in die Geheimnisse der Kochkunst einzudringen beginnt, während der Jüngling, mit „des Königs Rod“ angethan, die erste Ahnung vom Ernste des Lebens erhält.

Eine hervorragende Stelle unter den beliebtesten beweglichen Bilderbüchern nimmt Alles rührt sich ein (Wien, Perles, cart. M. 5). Die Zeichnungen sind von Th. von Pöckler mit fröhlichem Humor entworfen, in dem sich auch die Verschen von Ph. Brunner bewegen. Der freudigen Ueberraschung darf das Ganze bei dem kleinen Volke sicher sein.

Ein lustiges, von zartem poetischen Hauch umflogenes Märchen bietet Alberta von Freyhof in ihrem „Waldprinzchen“ (Berlin, A. Duncker, cart. M. 3), dem sechs anmüthige Illustrationen von Professor Ferdinand Keller noch erhöhten Reiz verleihen. — Die im gleichen Verlage erschienenen „Reiseerinnerungen aus Tyrol“ (Eislerung 1, M. 3), sechs Blatt Zeichnungen von Toni Grubhofer, geben Ansichten von Innsbruck und seiner nächsten Umgebung wieder.

Eine reiche Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden umschließt der einunddreißigste Jahrgang von Isabella Braun's „Jugendblättern“ (München, Braun und Schneider, geb. M. 5,50). Neben einer größeren Anzahl von Erzählungen enthält der stattliche, reich illustrierte Band Gedichte, Biographien, Aufsätze aus verschiedenen Gebieten des Wissens, allerlei Artickeln zur Kurzweil und selbst ein kleines Theaterstück. — Aus dem gleichen Verlage sind siebenunddreißig neue „Männlicher Bilderbogen“ (cart. M. 3,40) in der bekantesten mannigfachen Abwechslung der Stoffe, und ein sehr elegant ausgestatteter Band „Gedankenblätter“ (geb. M. 3,50) zu erwähnen, welcher eine Sammlung kurzer, prägnanter Aussprüche enthält, die im Laufe der Jahre, den Ernst und den Humor des Lebens glossirend, in den „Liegenden Blättern“ erschienen sind.

Ferdinand Schmidt, der beliebte Volkschriftsteller, reicht sechs neue Bändchen seiner „Patriotischen Erzählungen“ (Düsseldorf, Bagel, cart. je M. 1). Die „Bilder aus den Freiheitskriegen“ führen in einzelnen Darstellungen die Hauptmomente des großen Kampfes vor; „Künstler und Handwerker“ erzählt, wie Gotthold Adler vom einfachen Tischlerlehrling sich zum berühmten Künstler empor arbeitete, und „Frei vom Dänenjoch“ verfolgt die Schilderung von der Befreiung Schleswig-Vollsteins mit einer hübschen Familien-Geschichte. „Drei eiserne Männer“ enthält die Biographie des Kaisers Wilhelm, Bismarck's und Rolffe's; „Königrath“ schildert die Ereignisse von 1866, und „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an“ erzählt, wie der Krieg von 1870 einen der Heimath entfremdeten Deutsch-Amerikaner dem Vaterlande wieder zuführt.

Das von demselben Verfasser herausgegebene „Buch der Märchen“ (Berlin, Haad, geb. M. 4,50) bietet sich in vierter Auflage dar. Es enthält sorgfältig ausgewählte Beiträge der beliebtesten deutschen Erzähler und ist mit vier farbigen Bildern geschmückt.

Empfehlen sich Paul Moser's „Notiz-Kalender als Schreibunterlage“ (Berlin, Moser, M. 2) mit seinen mannigfachen Beigaben für Bekehr und Handel für den Schreibtisch des Hausherrn, so bieten der elegante, mit einem Farbendruck versehene „Damen-Almanach“ (Berlin, Haube und Spener, M. 2) und der nicht minder zierliche „Damen-Kalender“ (Berlin, Haad, M. 2), mit einem photographischen Genrebildchen und einigen literarischen Beiträgen versehen, sich der Frauenwelt dar. Aus dem letzteren Verlage ist auch der kleine Portemonnaie-Kalender (75 Pf.) zu erwähnen. — Im vierten Jahrgange erscheint das von Frau Karoline von Friesen herausgegebene „Wirthschaftsbuch der deutschen Hausfrau“ (Düsseldorf, Bagel, M. 4), bekant durch die Fülle der Rathschläge, welche es enthält. Den anerkanntesten Vorzug von Hoffmann's „Haushaltungsbuch“ (Stuttgart, Hoffmann, M. 2) bildet, neben der eleganten Ausstattung, die sehr practische Einrichtung, welche die genaueste Controle von Einnahmen und Ausgaben ermöglicht.

Als ein ebenso unterhaltender wie nützlicher Zeitvertreib für die reifere Jugend stellt sich Werner's Kopiplastik dar (Wien, Lehner). Dieselbe ermöglicht, unter Benutzung der Vorlagen, die Vervielfältigung formvollendeter Relief-Portraits hervorragender Personen in beliebiger Anzahl; ja bei ausgeprobenem Formtalent wird der jugendliche Thonkünstler bald zu selbständigen Schöpfungen gelangen. Eine elegante Kaffette enthält nebst allen Modellir-Utensilien und einem Vorrath fein geschliffenen Bildhauer-Thones auch eine Anzahl Modellir-Formen von Relief-Portraits. Bisher ist hiezu eine Auswahl von zweieunddreißig Portraits vorhanden, das österreichische und deutsche Kaiserpaar, berühmte Staatsmänner, Dichter, Künstler, mythologische Per-



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1785.



Nach einem Stiche von Duhamel im 'Cabinet des Modes vom 15. December 1785'.

Die meisten der in den Pyramiden-Gräbern gefundenen alten Schmuckstücke, ob sie nun aus dem Besitze von Pharaonen stammen oder weniger erlauchter Ursprungs sind, zeigen das 'Ubschah', das heilbringende Auge der höchsten Gottheit. Wie wir bereits in der Heft-Ausgabe des November berichteten, hat man dieses altägyptische Glückssymbol nun auch für die modernen Schmuckgegenstände acceptirt, nachdem man den Pilz, das Kleeblatt, den Löwen, das Schweinchen u. s. w. als glückbringenden Schmuck getragen. Wie jene, wird das Ubschah, ein Auge, dessen halb geschlossener Lid Thänen entquellen, als Verloque, an Halsketten und Armbändern, als Brosche und als Vorstecknadel getragen. Die Anregung zu einem anderen Schmucke nicht minder originellen Ursprungs kam uns von Nürnberg: die Verwendung der schönen, röhrenartigen Kloben der alten Spindeluhren zu Halsketten, Broschen, Armbändern, Rängen, Knöpfen, Anhängern u. s. w. (Wir veröffentlichten bereits in der Nummer vom 16. August 1883 eine mit Granaten besetzte Spange.) Für die neueste Fassung der Edelsteine, hauptsächlich der Brillanten, sind die Bilder des Sternenhimmels als Vorlagen herbeigezogen. Halbmond, Polarstern, Bär, Kreuz u. s. w. glänzten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin von Orleans über der Stirn fürstlicher Frauen; jetzt werden dieselben Bilder, in allerdings weniger unschätzbaren Steinen, in den Juweliertäden der Hauptstadt feilgeboten.



Einen vermüde seiner Einfachheit zum Weihnachtsgeschenk für Kinder und junge Mädchen geeigneten Schmuck ergiebt starker, massiver Golddraht, zu Armbändern, Broschen u. s. w. mit der Namens-Schiffre der Trägerin geformt.

Mit wahren Enthusiasmus berichten die Pariser Blätter nicht allein von dem künstlerischen Erfolge der letzten Premiere des Gymnase-Theaters 'La Doctoresse', sondern auch von den geschmackvollen Toiletten der Trägerin der Titelrolle. Tactvoll hat diese 'Doctoresse' es verstanden, das Männliche ihrer Rolle auch in der Kleidung zu charakterisiren. So trug sie im zweiten Acte ein Besuchs- und Strafen-Kostüm von schwarzer Farbe, den glatten Rock an der einen Seite mit einer Schleppe, an der ande-



Das weiße Cröpe de Chine-Luch findet neue Verwendung als Draperie über einem Spigen- oder Tüllrock. Will man das

sonen u. s. w. darstellend. Die beigegebene Gebrauchsanweisung ist leicht verständlich, sodas schon nach kurzer Uebung der 'Koroplastiker' mit einem selbstgeschaffenen Schiller oder Goethe, Holste oder Tegethoff, Mozart oder Wagner in Gold- und Kupferbronze oder Terracotta-Farbe zur Ausschmückung des elterlichen Heimes beitragen kann. Der Preis der Arbeitskästen beträgt, je nach der Ausstattung, 10, 15 und 25 Mark. Für die durch den Gebrauch abgenutzten Utensilien ist jederzeit Ersatz zu beziehen.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 190. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Lombardischer Edelmann um 1450. Von A. von Heyden. — Denselben Bilde des Vittore Pisano, dem wir Blatt 195 entnommen haben, verdanken wir auch dieses Kostüm eines Begleiters der heiligen drei Könige. Ueber einem knappen Leibner von dunkelolivgrünem Seidenstoffe, der an dem gelb eingefassten Stehtragen des Halses und am Ärmel sichtbar wird, liegt ein Trappert von rothem, grobgenustetem Damast mit kurzen Haarfärmeln. Das Reibchen des Trapperts ist in Falten gelegt, während der Schoß sich glatt um die Hüften schmiegt. Das ganze Kleidungsstück ist entweder mit Pelz gefüttert oder stark wattirt. Da, wo der Pelzbezug an den Schoß angeheftet ist, bedt die Naht eine breite, dunkelgrüne Borte mit schwarzem Saude, auf der sich geschmackvolle Goldornamente hingziehen. Die Beine sind mit rothen, genähten Strumpfhosen, wahrscheinlich mit Ledersohlen, bekleidet.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die von Christine Nilsson gegebenen Concerte haben den Billethändlern einen sehr empfindlichen Schaden gebracht. Diese Geschäftleute, die in den Mitteln, sich Billets zum Kassenpreise zu verschaffen, nicht eben wählerisch sind, hatten sich für beide Concerte zahlreiche Plätze gesichert, mußten aber gleich am ersten Abend die Erfahrung machen, daß die Werthschätzung, welche die Sängerin bei dem Berliner Publicum genießt, nicht der gewaltigen, von dem Impresario der Künstlerin gemachten Reclame entspricht. Statt durch den Verkauf ihrer Billets ein kleines Vermögen zu gewinnen, vermochten die Händler ihre Waare nicht einmal unter dem, allerdings sehr hohen Kassenpreise an den Mann zu bringen, und in ihrer Verzweiflung acceptirten sie schließlich jedes Angebot, sodas Mancher, welchen der Zufall vor dem Concert-Saale vorbeiführte, für wenige Nickel in den Genuß eines Nilsson-Concertes gelangte. Durch den Verlust erbittert, ließen einige der Händler sich zu Störungen im Saale hinreißen. Nicht so schlimm gestaltete sich die Sache bei dem zweiten Concerte, weil eben die Händler, durch die trübe Erfahrung belehrt, von vornherein mäßige Preise forderten; doch haben sie immerhin einen Schaden von mehreren tausend Mark erlitten. Der künstlerische Erfolg der Frau Nilsson blieb übrigens beträchtlich hinter den Erwartungen zurück. Die Kritik tabelte an der Sängerin namentlich die theatralische, nach äußerem Effect haßende Art des Vortrages.

Wiesbaden. — Die Witwe Franz Abt's, des trefflichen Pieder-Componisten, wurde durch eine sinnige Kundgebung von Deutschen jenseits des Oceans überrascht. Die Gesangsvereine von Brooklyn ließen ihr durch einen besonderen Abgesandten einen auf schwarzem Atlas ruhenden Lorbeerkranz in Silber und Gold überreichen, auf dessen Wäldchen die Namen der an der Widmung theilnehmenden Gesangsvereine verzeichnet sind. Der Kranz war begleitet von einer Beileids-Adresse in kunstvoller Ausführung.

Wien. — Das unter der Ägide des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in's Leben gerufene Werk 'Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild' erfreut sich auch der Mitarbeiterschaft der Erzherzogin Valerie, der zweiten, sechzehnjährigen Tochter des Kaiserpaars. Die Prinzessin hat die Besichtigung des Schlosses Gödöllö, ihres Geburtsortes, und dessen nächster Umgebung übernommen. Daß die Erzherzogin eifrig die Dichtkunst pflegt, ist bekannt; einige ihrer poetischen Schöpfungen hatten auch ihren Weg in die Tagesblätter gefunden. Dies war indessen durch Indiscretion gechehen, und die Dichtungen der jungen Fürstin blieben bisher privater Natur. Jetzt aber hat die Prinzessin selbst den Pfad der Oeffentlichkeit betreten: in einem der letzten Hefte der von Fiabella Braun in München herausgegebenen 'Jugendblätter' befindet sich ein ammutiges Gedicht der Erzherzogin, 'Der junge Rhein' betitelt, das dem poetischen Empfinden und der Formgewandtheit der fürstlichen Dichterin das günstigste Zeugnis ausstellt.

Frau Adele Beckmann, die jüngst in Paris verstorbene Witwe des berühmten Komikers Frh Beckmann, hat ihr gesamntes Vermögen von hundertvierundsechzigtausend Gulden für eine in Wien zu errichtende Stiftung für deutsche Bühnenkünstler und Künstlerinnen bestimmt. Erst als Fräulein Ruggarelli, sodann als Gattin Beckmann's war die Verbliebene eine beliebte Soubrette des königstädtischen Theaters zu Berlin, später des Theaters an der Wien gewesen. Nachdem Beckmann an das Burgtheater engagirt worden, begab sie sich auf Gastreisen und siedelte nach dem Tode ihres Gatten, 1866, nach Paris über, wo sie in stiller Zurückgezogenheit lebte. Die oben erwähnte Stiftung soll den Namen 'Friedrich Beckmann-Stiftung' führen und vom Wiener Magistrat verwaltet werden.

Paris. — In der französischen Hauptstadt practiciren gegenwärtig acht weibliche Aerzte: Madame Madeleine Brès seit dem Jahre 1875, Mademoiselle Clarisse Danel seit 1876, Madame Bourquier seit 1878, Mademoiselle Verneuil seit 1879, Madame Rosa Perrée und Madame Guénot seit 1881, Mademoiselle Benoit und Madame Verline, letztere eine Russin von Geburt, seit 1883. Der Umfang der Praxis richtet sich bei diesen Damen im Allgemeinen nach der Anciennetät, doch sind die beiden geschäftigsten Aerztinnen Madame Brès, welche sich ausschließlich mit der Heilung von Frauen und Kindern beschäftigt, und Madame Perrée, welche in der Rue Notre Dame de Nazareth eine Klinik für beide Geschlechter unterhält. Diese Klinik macht, obwohl sie nur in Ausnahmefällen unentgeltlich Hülfe gewährt, den von Männern geleiteten Instituten eine scharfe Concurrency; im vergangenen Jahre zählte sie ununterbrochen Avants, sowohl Männer wie Frauen. Die Mehrzahl der genannten Aerztinnen widmet freilich ihre Hülfe nur dem weiblichen Geschlecht; einige dagegen machen unter den Kranken, welche sie rufen lassen oder in ihrem Sprechzimmer erscheinen, keinen Unterschied. Mehrere der Damen sind als Theater-Aerzte, Mademoiselle Benoit als Sanitäts-Commissar bei den Pariser Mädchenschulen angestellt. Sie hat darüber zu wachen, daß die Schülferinnen nicht mit Arbeiten überbürdet werden, und daß über der geistigen Ausbildung nicht die körperliche vernachlässigt wird.

Daß in Paris überhaupt Frauen zum ärztlichen Studium zugelassen wurden, soll der Kaiserin Eugenie zu verdanken sein. Als im Jahre 1870, kurz vor dem Falle des Kaiserreiches, Madeleine Brès sich bei der Pariser medicinischen Facultät als Studentin wollte einschreiben lassen, erregte der Fall solches Aufsehen, daß darüber dem Unterrichts-Minister, Herrn Duruy, Bericht erstattet wurde, und letzterer unterbreitete die principiell so wichtige Frage dem Staatsrath. Nun befand sich der Kaiser bereits im Lager von Ghälons, und die Kaiserin Eugenie führte den Vorsitz. Während die Meinungen der Minister getheilt waren, entschied sie die Sache zu Gunsten der Madame Brès und damit, nachdem dieser Präcedenz-Fall geschaffen war, zum Vortheile aller weiblichen Studierenden der Medicin. 'Ich hoffe,' soll die hohe Frau gesagt haben, 'daß diese junge Perion Nachahmerinnen findet, und daß wir bald in Paris ein Frauen-Hospital errichten können, an dem Frauen als Aerzte wirken.'

Frau Henry Gréville, eine der talentvollsten und glücklichsten Nachfolgerinnen der George Sand, zeichnet sich durch eine merkwürdige Unternehmungslust aus. Da ihr der schriftstellerische Vorbeur nicht genügt, hat sie sich seit einer Reihe von Jahren, ohne darum den Roman zu vernachlässigen, dem Gebiete des öffentlichen Vortrages zugewandt und auf denselben in Belgien, Holland und der Schweiz bemerkenswerthe Erfolge errungen. Hierdurch ermutigt, hat sie sich entschlossen, den Bitten ihrer zahlreichen Freunde und Leser in America nachzugeben und eine Vortrags-Tournee in den Vereinigten Staaten anzutreten.

London. — Lady Gordon, eine Palastdame der Königin Victoria, hat in Coventgarden ein großes Modewaaren-Geschäft errichtet, in welchem sie selbst die Kunden empfängt und bedient. Die Ursache dieses Streiches liegt darin, daß der Schwager der Lady, der Marquis of Huntly, sich weigert, seiner verwitweten Schwägerin eine Rente auszugeben, die ihr eine standesgemäße Existenz verbürgt, und ihr 'nur' dreitausendfünfhundert Pfund Sterling (siebzigttausend Mark) jährlich geben will. Die Königin hat selbstverständlich die Palastdame sofort verabschiedet, und von der Aristokratie ist die neue Firma in den Bann gethan; allein in den reichen Bürgerkreisen scheint man Vergnügen daran zu finden, von so hocharistokratischen Händen bedient zu werden, und Lady Gordon macht glänzende Geschäfte.

Der von Lady Dufferin, der Gemahlin des Vizekönigs für Indien, begründete Fonds zur Beschaffung besserer ärztlicher Hülfe für die eingeborenen indischen Frauen erhält fortwährend reiche Zuwendungen. Kürzlich spendete der Maharadscha von Jeypore zehntausend, der Rajah von Napurthulla fünftausend Rupien. Von den bisher eingegangenen Geldmitteln gedenkt man in Madras ein Hospital zu errichten.

Rom. — In Crema in der Lombardie verschied im Alter von kaum dreißig Jahren die als geistvolle Schriftstellerin bekannte Gräfin B. Venvenuti. Sie redigirte das in Familienkreisen verbreitete Journal 'Vesfreichte für junge Mädchen', beschäftigte sich auch mit der Landeskgeschichte und veröffentlichte vor Kurzem 'Die Geschichte eines italienischen Offiziers im siebzehnten Jahrhundert'. Die Verstorbene war auch eine vorzügliche Pianistin und gab im Jahre 1881 eine Monographie der italienischen Musik heraus, die von gründlichen Kenntnissen zeugt.

Belgrad. — Ein ungewöhnliches Treiben herrscht seit Beginn der Feindseligkeiten mit Bulgarien in den sonst von der Königin Natalie von Serbien bewohnten Räumen des Königspalastes. Auf Anordnung der hohen Frau verwandelten sich dieselben in Schneidewerkstätten, in welchen die Königin mit den Damen ihres Hofstaates wie der Belgrader Gesellschaft eifrig beschäftigt ist. Wäsche und Kleider für die Soldaten der serbischen Armee herzustellen. Die Königin Natalie hatte für diesen Zweck aus Budapest vierzig Nähmaschinen kommen lassen, deren Geräusch jetzt von früh bis spät die Räume des Königspalastes erfüllt.

Philippopol. — Die bulgarische Armee besitzt ein Amazonen-Corps, das allerdings bei Ausbruch des Krieges mit Serbien nur aus zwölf 'Männ' bestand. Die Bekleidung dieser kriegerischen Damen, die übrigens sämmtlich sich nicht mehr in jugendlichem Alter befinden, besteht aus weiten, unter den Knien zusammengebundenen Pluderhosen und einer kurzen Reithaube; die Hüften umgürtet ein rother Shawl, und ein bulgarischer Kalpal dient als Kopfbedeckung. Befehligt werden die Amazonen, welche wie Männer zu Pferde sitzen, von einer Dame, welche bisher Vorsteherin des Waisenhauses zu Philippopol gewesen war. Von hervorragenden Thaten, welche diese weiblichen Krieger verrichtet hätten, ist bisher nichts vernommen worden.

Rahul. — Wahrhaft fürstlich zu belohnen weiß die erste Gemahlin des Emirs von Afghanistan. Bis vor Kurzem noch eine Havin, wurde sie zur ersten Ghobine (rechtmäßige Gattin) erhoben, bei welcher Gelegenheit ihr der Emir, allem Herkommen gemäß, in Gegenwart seines ganzen Hofstaates eine goldene Krone auf's Haupt setzte. Nicht lange darauf erkrankte die Favoritin lebensgefährlich und ver sprach dem Arzte für den Fall ihrer Genesung eine außerordentliche Belohnung. Der Sorgfalt des Arztes gelang es, die Kranke zu retten, die ihm in ihrer Freude nun eben jene Krone, die erst vor Kurzem ihr Haupt geziert, in's Haus sendete. Da der Werth derselben fünfzehntausend Rupien (etwa dreißigttausend Mark) beträgt, kann der Heilkünstler mit diesem Honorar wohl zufrieden sein. Es fragt sich nur, ob der Emir ihn lange im Genuße des Geschenkes belassen wird und nicht vielleicht bald die Krone für eine neue 'erste' Gemahlin braucht.

Peking. — Für den jungen, fünfzehnjährigen Kaiser von China wird bereits jetzt Brautwahl gehalten, obwohl nach chinesischer Hoffitte noch drei Jahre vergehen müssen, ehe der 'Sohn des Himmels' heirathen darf. Aber nach den Vorschriften derselben Sitte sucht man schon jetzt die Braut aus, welche, nachdem sie gefunden worden, bis zur Vermählung in einem besonderen Palast Aufnahme erhält, der für sie freilich nicht viel mehr als eine glänzende Gefangenschaft bedeutet. Die Braut darf nur aus dem Volkstamme der Mandchu, welchem auch die herrschende Dynastie angehört, ausgewählt werden; auch muß ihr Vater mindestens zu der fünften Rangklasse, die etwa dem deutschen Freiherrnstande entspricht, zählen. Nach der Wahl der Braut tritt für deren Angehörige eine Standeserhöhung ein, doch bleibt die zukünftige Gemahlin des Kaisers ihrer Familie für immer entzogen. Die Brautwahl geschieht meistens in der Art, daß in allen Provinzen des ungeheueren Reiches eine Anzahl besonders schöner Mädchen ausgesucht werden, unter denen dann eine engere Auswahl stattfindet, und aus dieser Auslese des chinesischen Mädchenflors treffen die nächsten Verwandten des Kaisers die Entscheidung. Der junge Fürst wird nicht gefragt; er hat die ihm erkorene Braut, die er erst am Tage der Hochzeit zu sehen bekommt, nur zu heirathen.

Tuch nicht zerschneiden, so lassen sich einige Meter passenden Stoffes für die Taille in jedem besseren Magazin erwerben.

Für ganz junge Mädchen wählt man wieder viel die Miederstickerei, vorn über einem Vordruck gezeichnet, auf der Schulter mit Bandschleifen verziert. Eine Art Hohlentbluse mit laugen, weiten Ärmeln aus Tüll, Mull oder Gaze dient zur Ergänzung. Sehr lieblich erweisen sich Hals- und Kinnelbündchen aus den zum Schleifenschmuck verwendeten Bänder.

Neue Handarbeiten

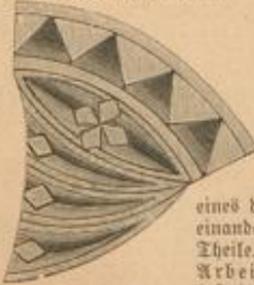
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kleine Weihnachtsgeschenke.

Mit den nachfolgenden kleinen Handarbeiten, welche sämmtlich wenig Zeit und Mühe erfordern, bieten wir allen denjenigen Lesefreunden hülfreiche Hand, die noch schleunigst einige herrliche Weihnachtsgeschenke anzufertigen wünschen. In der nachfolgenden Nachschneiderei ist das

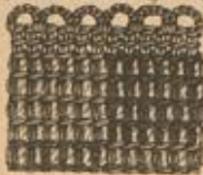


runde Kästchen hergestellt, welches sich zur Aufnahme von Stenodeln etc. oder auch als Bonbonniere eignet. Von dem Muster der Deckelverzierung geben wir naturgroß



eines der sechs in einander gefügten Theile. — Der Arbeitsständler besteht aus einem

schwarzen Rohrgerüst von 36 Cent. Höhe und 23 Cent. Breite und einer länglichen, Leinwand mit 22 Cent. Breite 5 1/2 Cent. Tiefe und wurde in feinen Maschen über Marfchen ohne Goldschmuck markirt sich roth. An der Vorderseite zeigt die Tasche ein weißes Seidenfutter, Schnur und Quasten aus rother oder blauer Seide sind mit Goldfäden untermischt. (Veranschaulichung: H. M. Schneidermeister, Strickberg in Schl.) — Sehr niedlich ist die, mittelst eines Ringes und



darin befestigten Tasche, Gent. Tiefe und wurde in feinen Maschen über Marfchen ohne Goldschmuck markirt sich roth. An der Vorderseite zeigt die Tasche ein weißes Seidenfutter, Schnur und Quasten aus rother oder blauer Seide sind mit Goldfäden untermischt. (Veranschaulichung: H. M. Schneidermeister, Strickberg in Schl.) — Sehr niedlich ist die, mittelst eines Ringes und

zweier Kugelfäden zu schließende Spielbörse, deren Außenbekleidung in der naturgroß veranschaulichten Rahmen-Arbeit besteht. Diefelbe wird für beide Seiten des 7 Cent. breiten, 10 Cent. langen Täschchens im Zusammenhang hergestellt. Auf einer ent-



sprechend großen Carton-Unterlage spannt man zunächst das an den Rändern von Pflüchchen gebaltene Garreau-Netz aus Goldschmuck, worauf die

dichten Spinnen nach Vorschrift der Darstellung mit Garreau-Netz in zwei Lö-



chern einer Farbe auszuführen sind. Mit der dunkleren Seide gebaltete Maschen sichern die Ränder des Netzes. Nachdem letzteres mit weißem Seidenfutter versehen worden, legt man es zur Hälfte zusammen und verbindet die Seiten durch gehäkelte Picots, aus 1 feinsten M., welche die sich gegenüber liegenden Randmaschen erfasst, 3 R. und 4 feinsten M. An der oberen Öffnung ist jede Hälfte des Taschenrandes mit vier hin und her gearbeiteten Touren Stäbchenmaschen in abgestufter Länge zu versehen; die erste derselben zählt 20, die letzte, welcher eines der Bronzestäbchen einzuschließen ist, 16 Stäbchen. Dieser Tour folgt noch eine Picot-Tour. (Veranschaulichung: H. M. Schneidermeister, Strickberg in Schl.) — Die Ausstattung des mit rothem Pflüch bekleideten Photographie-Albums, welches sich an beiden Seiten öffnet und bei 18 Cent. Breite 23 1/2 Cent. Höhe misst, besteht in einem schräg aufgelegten Schild aus rothem Leder. Die zur Verzierung desselben dienende einfache Stickerei wird nach vorgebohrten Löchern mit Sattlerseide oder Goldfäden ausgeführt. (Veranschaulichung: D. Kruppe, W. Leipziger Str. 129.)



Mit dem Flacon-Zeller erinnern wir an die wenig Zeit raubende Lederstickerei-Arbeit. Die Vorlage gehört zu den Gegenständen, welche vorgezeichnet und angefangen, durch G. Freiliche, Leipzig, kurze Str. 10, zu beziehen sind (auch Bezugsquelle für die vollständig eingerichteten Werkzeugs-Kasten für Lederarbeiten).



Der als Arbeitstischchen oder Opernquader-Behälter sich empfehlende Pompadour wurde aus einem Honlard-Tuche von 38 Cent. Größe im Quadrat hergestellt. An den Ecken 12 Cent., in der Mitte jeden Seitenrandes 4 Cent. breit umgelegt und zu einem 1 Cent. breiten Zugsaum abgenäht, der mit 2 Cent. breiten Atlasbändern kreuzweise durchzogen ist, bildet das Tuch einen runden Fond, über den die Ränder, mit 6 Cent. breiter Spitze verziert, leicht und luftig überfallen. Die Ecken des Tuches, — an der Vorderseite zeigt dasselbe zu einem rothen Fond cremefarbenen Rand mit aufgedruckter Musterung. — können beliebig mit Stickerei verziert werden. — Goubjage-Arbeit in Holz und Metall verziert das aus zwei Cigarrentaschen zusammengestellte



Arzenei-Schränken. Die Kisten, welche man zunächst leicht abhobelt und dann mit weichem, in Spiritus aufgelösten Schellack bestreicht, werden mittelst kleiner Stifte und eines untergeleiteten Brettchens derart neben einander befestigt, daß die Deckel die Flügel der nach beiden Seiten sich öffnenden Thüren bilden. Krönung und untere Verzierung bestehen gleichfalls aus Cigarrentaschen-Holz und sind mit Auflagen verziert, die ebenso wie die Beschläge aus Metall hergestellt wurden. Innen ist das beliebig mit verschiedenen Fächern zu versehenen Schränkchen mit braunem Papier ausgeklebt. — Die 30 Cent. hohe, mit Fußgestell und Griffen aus Bronze ausgestattete Vase der Jar-



diniere zeigt die Relief-Verzierungen aus Gummi-Anetmasse (Veranschaulichung für Material etc.; Kell und Weiser, W. Leipziger Str. 10), deren Ausführung an dieser Stelle in der zweiten Juli-Nummer d. Z. gelehrt wurde. (Veranschaulichung für blüthliche Blumen-Arrangements; P. Fechtmann, W. Leipziger Str. 83.)

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kleines Backwerk für den Weihnachtsbaum.

1127. Kaiserschnitten. 150 Gr. lauwarml zerlassene Butter recht klar in eine Anrührschale abgeseigt und, wenn sie darin erkaltet ist, recht flüchtig zuerst zu Sahne und darnach mit 6 Eidottern verrührt. Hierauf werden nach und nach, unter fortgesetztem Rühren, 150 Gr. fein gestohener Zucker, an welchem man vorher das Gelbe einer Citrone abgerieben hatte, 120 Gr. durchgeseihtes, bestes Weizenmehl, 120 Gr. Kartoffelmehl, 30 Gr. feinstwürflig geschnittenes Citronat, 30 Gr. Korinthen und zuletzt der feinstgeschlagene Schnee von 6 Eiweiß dazu gethan. Wenn

diese Masse recht gleichmäßig erscheint, wird sie auf ein mit Butter befestetes Backblech 1/2 Cent. hoch gestrichen und bei gelinder Hitze langsam zu goldgelber Farbe gebacken. Das Gebäck muß, sobald es aus dem Ofen kommt, sogleich in baumendbreite und fingerlange Streifen geschnitten werden.

1128. Zuckerbreteln. 200 Gr. Zucker werden mit einem Stückchen Vanille recht fein gestochen und durchgeseigt, sodann mit einem ganzen Ei und einem Eidotter 10—15 Minuten recht schäumig gerührt und hiernach mit 100 Gr. leicht zerlassener Butter, 300 Gr. Weizenmehl und einer Messerspitze Salz glatt verarbeitet. Aus dieser Masse formt man kleine Breteln, legt sie auf ein sehr sauber abgeriebenes Kuchenblech und bäckt sie in mäßiger Hitze zu bräunlich-gelber Farbe.

1129. Mandelbreteln. Nachdem man 125 Gr. süße Mandeln abgerührt und auf dem Reibeisen gerieben hatte, rührt man zunächst 250 Gr. Butter zu Sahne, mischt dann, das Rühren gleichmäßig fortsetzend, nach und nach 150 Gr. gestriebenen Zucker, 4 Eidotter, die gestohlenen Mandeln, etwas Zimmt, das abgeriebene Gelbe einer halben Citrone, eine Messerspitze Salz, 6 Eßlöffel dicke, süße Sahne, 4 Eßlöffel Madeira und 1/2 Kilo feinstes Weizenmehl darunter, um das Ganze nun gut zu verarbeiten und hierauf einige Stunden an einen kalten Ort zu stellen. Aus dem fest gewordenen Teige formt man kleine Breteln und vollendet sie wie die Zuckerbreteln, nur mit dem Unterschiede, daß man sie vor dem Backen mit zerlassener Butter überpinselt, dies gleich nach dem Backen wiederholt und sie darauf dick mit Zucker und Zimmt überstreut.

1130. Thüringer Plottkuchen. Zu 2 Eßlöffeln altem, gutem Rum und einem Eßlöffel echtem Kornbrandwein rührt man 1/4 Liter dicke, saure Sahne nebst 2 ganzen Eiern und 2 Eidottern gehörig durch und setzt dann dieser Mischung so viel feines Mehl zu, bis ein glatter, elastischer Teig entsteht. Diesen Teig rollt man auf einem Backblech, indem man immer nach einer Richtung, und zwar von sich fort, rollt, zu einer dicken, möglichst großen Platte aus, belegt sie mit 1/2 Kilo in Stückchen zerhackter Butter und schlägt über dieselbe den Teig von allen vier Seiten zusammen. Nun rollt man ihn in gleicher Weise wieder aus, schlägt ihn nochmals, wie vorher, zusammen und setzt dies Ausrollen und Zusammen schlagen ununterbrochen fort, bis die Butter mit dem Teige eins geworden ist und der letztere Blasen wirft. Hierauf rollt man den Teig zu zwei dünnen, runden Platten aus, theilt diese mit dem Kuchenrädchen in drei fingerbreite, schräge Vierecke, bestreicht sie reichlich mit zerlassener Butter und streut eine nach Geschmack gemachte Mischung von vielem Zucker mit fein gebakten Mandeln oder gestohnenem Zimmt darüber. Die kleinen Kuchen werden bei sehr gelinder Wärme zu gelber Farbe gebacken, wozu nur kurze Zeit erforderlich ist. Ein längeres Backen würde sie austrocknen. Diese vorzüglich schmeckenden, in Thüringen sehr beliebten Kuchen halten sich in einer geschlossenen Blechbüchse oder zugedeckten Terrine viele Wochen frisch.

1131. Kagenzungen. Man verrührt 300 Gr. gestohlenen Zucker, an welchem vorher das Gelbe einer halben Citrone abgerieben worden, mit drei ganzen Eiern recht schäumig, thut sodann 250 Gr. Mehl nach und nach dazu und spritzt hierauf die Masse durch eine Spritzdüse auf ein mit Waßer bestrichenes Kuchenblech, in Form von Kagenzungen, vorn spitz und am Ende rund. Das Gebäck wird im heißen Ofen gebacken.

Größere Kuchen.

1132. Englischer Kuchen. Von 1/2 Kilo mit den Schalen gewogenen Eiern schlägt man die Eidotter in einen Topf und das Eiweiß auf einer Schüssel zu Schnee. Dann stellt man 1/4 Kilo gestriebenen Zucker, eben so viel geseihtes, feines Mehl, 125 Gr. gestohene, süße Mandeln und 250 Gr. ausgefuchte Sultankosinen so hin, daß jedes Einzelne, auch die Dotter und der Eier Schnee, beim ferneren Anrühren des Kuchens bequem zu erreichen ist. Inzwischen hatten hülfreiche Hände 1/2 Kilo erwärmte, ungesalzene Butter zu Sahne gerührt; hier hinein giebt man, unter fortwährendem Rühren, löffelweise Eidotter, Eier Schnee, Zucker, Mehl und Mandeln, verrührt dies Alles zu einer gleichmäßig erscheinenden Masse, giebt darnach wieder löffelweise das Genannte dazu, verrührt es in gleicher Art und fährt so fort, bis Alles nach und nach hinein gerührt ist. Zuletzt thut man die Kosinen daran, füllt dann den fertigen Teig in zwei mit Butter gut ausgestrichene Formen und bäckt die Kuchen in einem gut geheizten Ofen 1 1/2—2 Stunden. Die Formen zu diesen Kuchen haben gewöhnlich die Gestalt eines doppelt hohen, länglichen Backsteines, und zur Aufnahme obigen Teiges würden zwei derselben nothwendig sein. Wer größere Formen zum Backen der Kuchen verwendet, kann selbstverständlich das Ganze in eine Form thun.

1133. Butterzopf. Wie bei allem Hefen-Backwerk, müssen auch die Zuthaten zum Zopfsteig schon Abends vorher in einen warmen, zugfreien Raum, in welchem man auch den Teig eingrührt hatte, gestellt werden, weil diese gelinde Erwärmung der Zuthaten wesentlich zum Gelingen des Hefenteiges beiträgt. Von 1 Kilo feinstem Mehl, 1/2 Kilo ungesalzener Butter, 125 Gr. Zucker, 90 Gr. gestohlenen Mandeln und 60 Gr. in Milch aufgelöster Hefe wird nun mit Hülfe von ein wenig Milch ein elastischer Teig so weich verarbeitet, daß er sich mit den Händen, ohne viel anzuflehen, ausrollen läßt. Man muß hierzu die aufgelöste Hefe mit einem Eßlöffel voll Zucker, wenig Milch und etwas von dem Mehl zu einem ganz weichen Teig anrühren, ihn dann zubeten und an einen warmen Ort, zum gehörigen Aufgehen, hinstellen. Wenn dies geschehen ist, werden die übrigen, oben genannten Zuthaten mit dem aufgegangenen Teig ausgewirkt und das Ganze wieder zum nochmaligen Aufgehen hingestellt. Hierauf macht man zwei Bröddchen, eines von zwei Dritttheilen und eines von einem Dritttheile des Teiges, theilt das größere wieder in drei gleiche Theile und rollt jeden derselben mit den flachen Händen zu langen, baumendicken, nach den Ecken spitz auslaufenden Wärfchen aus, welche darauf wie ein dreifledhtiger Zopf geflochten und an den Enden zusammengedrückt werden. Nachdem man nun von dem kleineren Bröddchen in gleicher Art einen längeren und dünneren Zopf gemacht hat, legt man ihn oben auf den größeren, thut das Ganze auf ein mit Butter bestrichenes Blech, bestreicht es mit Eiweiß und bestreut es mit fein gehakten Mandeln. Sodann stellt man den Butterzopf zwanzig bis dreißig Minuten an einen sehr warmen Ort, wo er noch bedeutend aufgehen muß, und läßt ihn hierauf in gut geheiztem Ofen beinahe 1/4 Stunden gar und zu goldgelber Farbe backen. Sobald der Zopf aus dem Ofen genommen ist, wird er mit viel heißer Butter begossen und dick mit Zucker bestreut.

D. S. W.

Briefmappe.

Freisrau von L. — Ihrem Wunsche ist entsprochen durch den von Albert Hauptvogel in Dresden konstruirten, durch Reißpatent geschützten aufrechten Weihnachtsbaum-Ständer. Derselbe ist durch seine Schöne und eine ebenso einfache, wie praktische Einrichtung zum Weihnachtsbaum

einen fehen Halt, der leicht oft nur schwer zu erzielen ist. Der Ständer (Nr. 250) genügt für größere Tannen, doch sind für Riefenbäume, wie sie in Berrinen und Schulen üblich, ebenfalls entsprechende Ständer zu beziehen.
Abonnentia in München. — Kampher-Spiritus stellt man her, indem man zwei Theil Kampher mit einem Theil rectificirten Weingeist überzieht und, sobald der Kampher vollständig aufgelöst ist, die Mischung filtrirt.
Elise W. in Z. — Ein bekanntes Heilmittel für Fieber ist eine Mischung von einem Theil Aether und vier Theilen Terpentin-Öel.
Januarleserin. — Lassen Sie sich den illustrierten Katalog der Abkettens- und Plüsterer-Fabrik von Max Grünbaum kommen (W. Feiniger Straße 75). Sie finden darin eine überreiche Auswahl von Neuheiten in Galanterie- und Leberwaaren.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

V. Stimmen der Presse.

„Musterammlung von Holzschritten“, das klingt wie ein neues Prachtwerk, das uns die Verlagsbuchhandlung von Franz Eipperheide bietet. Das ist es auch; diese Musterammlung ist ein Prachtwerk, in Papier, Typen, Druck, kurz in der ganzen Ausstattung selber ein Muster. Aber es ist mehr als das und beabsichtigt mehr als das; es erscheint, wie uns die Einleitung belehrt, mit einer Tendenz, dem Holzschritte, insbesondere dem deutschen, auf bestimmtem Gebiete auch eine bestimmte Richtung zu geben.
 Der Holzschritt ist, künstlerisch betrachtet, von zweierlei Art. Er ist entweder Facsimilechnitt, d. h. er giebt die Linien, welche der Zeichner auf dem Stocke vorgezeichnet hat, mit slavischer Treue wieder, oder er ist frei, malerisch, ein Tonchnitt: bei diesem ist die Zeichnung gewischt, getuscht, und der Xylograph hat die Töne dieser Zeichnung frei in seine eigene Kunstweise zu übertragen. Im ersteren Falle ist der Xylograph ein Handwerker, wie groß auch immer seine Geschicklichkeit sein mag, im zweiten Falle ein Künstler. Den Facsimilechnitt haben die alten Formschneider mit ihrem Messer ausschließlich geübt, darum preisen ihn auch wohl heute noch die Freunde des Alterthums als den einzig richtigen. Da der Holzschritt aber mehr und Anderes leisten kann, so ist nicht einzusehen, warum er auf das Mindere zu beschränkt sei.

Ist der Facsimilechnitt im Allgemeinen wirkungsloser als der Tonchnitt, so hat er für den modernen Gebrauch in der illustrierten Tages- oder Wochen-Literatur noch den Nachtheil, daß er viel mehr Zeit erfordert und dadurch auch theurer kommt. Unsere heutige illustrierte periodische Literatur aber, welche den Tagesereignissen folgt, ist gezwungen, rasch zu arbeiten; sie muß sofort die Bilder derselben bringen und zudem auch möglichst effectvoll, wozu eben der Holzschritt mehr befähigt ist, als irgend eine andere der modernen Vervielfältigungskünste.

Trotzdem bedient sich die deutsche illustrierte Publicistik vorwiegend des Facsimilechnittes. Das hat den Nachtheil, daß ihre Blätter oder Hefen mühsamer herzustellen sind, daß sie weniger rasch den Zeitereignissen folgen und endlich weniger wirkungsvoll sind, als z. B. die englischen und amerikanischen illustrierten Zeitungen, welche sich des breiten und offenen Tonchnittes in großem Maßstabe bedienen und damit alle Kraft und allen Saft, welche den Vortag des Holzschrittes bilden, zur Wirkung bringen.

Es steht damit im Zusammenhange wohl ein anderer Fehler der deutschen illustrierten Blätter. Unfähig, so wie die Engländer und Amerikaner auf die Begebenheiten des Tages einzugehen, bringen sie zu viel Holzschritte nach Gemälden, und diese sind bequem nach Photographien geschnitten, da in der deutschen Kunst das Malen vor dem Zeichnen vorherrscht. Das hat einen doppelten Nachtheil: einmal wird der Geschmack durch die vielen sentimentalen Bilder verdorben, durch die guten Oefel und zärtlichen Bäder und seligen Mütter und strümpfstrickenden oder schlaftrüg nickernden Großmütter, und was dergleichen mehr ist, das alles, — buchhändlerisch, aber nicht künstlerisch, — auf die deutsche Gemüthlichkeit speculirt. Hart und mühsam ausgeführt, hat das alles seinen Erfolg im deutschen Hause. Der zweite Nachtheil ist der, daß es in Deutschland, und bei uns leider noch mehr, an eigentlichen Illustratoren, an Zeichnern für den Holzschritt fehlt.

Ganz anders ist das in Amerika, in England und auch in Frankreich. Man pflegt heute von der amerikanischen Kunst nicht viel zu halten, und sie ist auch ohne Frage in manchen Zweigen noch in beginnender Entwicklung begriffen, allein auf dem Gebiete der Illustration und insbesondere im Holzschritte hat sie uns überholt. Der amerikanische Holzschritt giebt nicht nur die feinsten und stimmungsvollsten Bilder, Waldecksicht z. B. oder Mondschein-Landschaften, welche die Farbe gar nicht vermissen lassen, sondern auch in der breiten, offenen, kraftvollen Manier großartig wirkungsvolle Darstellungen. Und die einen wie die anderen sind nicht Facsimilechnitte, sondern nach gewissten, getuschten oder skizzirten Zeichnungen frei und charakteristisch vom Xylographen in seine Weise übertragen. Sie machen darum auch

echt künstlerischen Eindruck. Ebenso ist es in England und auch in Frankreich. Dem entsprechend hat sich denn auch in diesen drei Ländern eine Schar von Illustratoren gebildet, welche es verstehen, für den Holzschritt zu arbeiten, und in dieser Arbeit als wirkliche Künstler geschätzt werden.

Diese Bedeutung der ausländischen Illustration ist es, welche den Herausgeber der in Rede stehenden Musterammlung veranlaßt hat, aus derselben die schönsten Holzschritte zu sammeln, sie dadurch der Vergänglichkeit der Tagesliteratur zu entreißen und sie zugleich als Muster der deutschen Xylographie vorzuführen. . . Die nichtdeutschen Zeichner sind die ersten und die besten Illustratoren der Gegenwart. . . Der vorausgehende Text giebt in kurzen, aber klaren Worten die Gesichtspunkte an, denen dieses Unternehmen seine Entstehung verdankt.

Regierungsrath Jakob von Falke,
 Subdirector des k. k. Oesterreichischen Museums in Wien,
 in der „Wiener Abendpost“.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Fests-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Fests (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fests-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ angeeignet von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Revue-Beilage oder drei Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Operngasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Kauftrag dauert.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt. Erster Band.

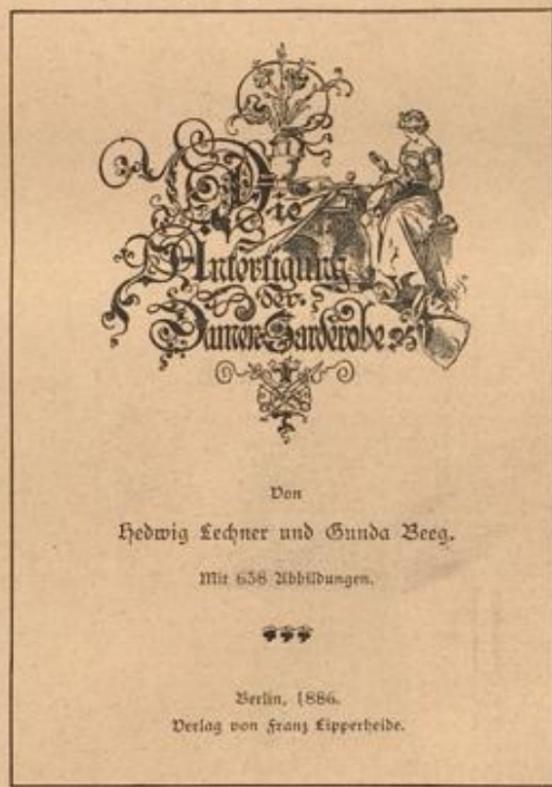
Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 638 Illustrationen.
 Kleines Quart-Format.

Der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt in zehn Abtheilungen.

Die erste lehrt das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, so wie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbst-



In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf. oder 6 Gulden 70 Kr. O. W.

ständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.

Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 638 Abbildungen.

Berlin, 1886.

Verlag von Franz Eipperheide.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge.

Die Smyrna-Arbeit.

Von Frieda Eipperheide und Clara Marggraff.

Mit 109 Illustrationen im Text und 12 in Farbendruck ausgeführten Mustertafeln. — Großes Quart-Format. — In elegantem Einbände 11 Mark oder 6 Gulden 60 Kr. O. W.

Seit längerer Zeit schon ist es das Streben, die schönen Muster, die Farbenpracht und auch die reiche Plüschfläche der orientalischen Teppiche durch jeder Frauenhand mehr oder weniger geläufige Arbeitsweisen zu erreichen, um ohne große Mühe und unbequemes Werkzeug den ganzen Reiz des kostbaren Teppichschmuckes für die behagliche Ausstattung des Hauses nutzbar zu machen.

Das Gebiet der weiblichen Handarbeit wird dadurch um einen sehr unterhaltenden Zweig bereichert, und das vorliegende Musterbuch stellt sich die Aufgabe, die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit in verschiedenen Arten zu lehren und den fleißigen Freundinnen derselben eine reiche Auswahl bequemer Arbeitsweisen und guter Muster-Vorlagen zu bieten.

Zehn verschiedene Arbeitsweisen theilen sich in drei Gruppen: Die Canepas-Technik, die Strick- und die Webe-Technik. Die erstere bietet eine große Mannigfaltigkeit, indem sie sowohl die alten Plüsch-Stickerien, als viele neue Arbeitsweisen auf Canepas umfaßt. Während die Strick-Technik die beliebte, ältere Methode ist, Smyrna-Flächen herzustellen, wird die neue Webe-Technik alle diejenigen erlernen, welche sich für das feine Zeichnen in der „Modenwelt“, sowie in dem jetzt erscheinenden Musterbuche „Die Webe-Arbeit mit Hand-Apparat“ eingehend gelehrte Weben interessieren.

12 in Farbendruck sorgfältig ausgeführten Tafeln mit Mustern wurden nur gute, alte orientalische Teppiche zu Grunde gelegt. Die in einem besonderen Abschnitt hinzugefügten Darstellungen bieten die mannigfaltigste Anregung zur Verwebung der Smyrna-Technik für Gegenstände der verschiedensten Art.

Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 425.

L. C. Busch, vormalig Paul Stoß & Co.,
 in Berlin W., Friedrichstr. 71.
 Leudter in Bronze. Preis für das Paar M. 21.60.

Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann in München.
 Kenigkeit dieses Jahres! Schönstes Festgeschenk!



„Nachbarskinder“, von Rob. Verchlag. Verkleinerung einer Illustration aus:

Münchener Bunte Mappe 1885.

Mit Originalbeiträgen der Künstler: Verchlag, Bodenhausen, Defregger, Diez, Grünner, Barburger, J. A. von Kaulbach, Ebnach, Klejn, Mayer, Köffg, Mar, Oberländer, Pilory, Raupp, Coby E. Rosenthal u. A., sowie der Schriftsteller: Verndlein, Gregorovius, Gressl, Große, Herr, Holzendorf, Jensen, Essig, Prcht, Schaf, Scherer, Steller u. A. Groß-Quart (108 Seiten, reich illustirt) in hocheleganter Prachtband. Preis 10 Mark.

Original in der Idee, original in der Ausführung wird dieses von den ersten Münchener Künstlern und Schriftstellern unternommene Werk gleich dem vorigen Jahrgang die Kunst aller Freunde zeitgenössischer Kunst und Dichtung gewinnen.

Gleichfalls ist noch zu beziehen der Jahrgang 1884 in elegant. Prachtband zu 10 Mark.

• Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen. •